Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band		— M. 10 ₰

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).

16. Maximiliansplatz 16.

Zur Ausführung von buchhändlerischen Aufträgen empfiehlt sich die

J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping).

29. Kaufingerstraße 29.

P. o. germ. 28,215.
1946 æ/4
Schücking

28215

Die Malerin aus dem Louvre.

Skizzen aus dem Leben

von

M. v. Reden

in

Die

Malerin aus dem Louvre.

Roman

von

Levin Schücking.

Landauersche Universitäts-Bibliothek

Vierter Band.

Hannover.

Carl Rümpler.

1869.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von August Grimpe in Hannover.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Achtes Kapitel.

Ein Zauberfest.

Auf einer wohlgepflegten Chaussee rollte eine mit zwei Extrapostpferden bespannte Chaise dem Gebirge zu — oder vielmehr, sie befand sich mitten im Gebirge, und rollte den höheren ostwärts sich erhebenden Bergkämmen zu.

Ein junger Mann saß im Wagen, wie müde darin zurückgelehnt, die Augen wie träumerisch halb geschlossen.

Wenn er nicht träumte, so mußte er mit absorbirenden Gedanken beschäftigt sein, denn für die Schönheiten der Landschaft, welche sich rechts und links von seinem Wege ausdehnte, hatte er kein Auge.

Freilich begann sich immer mehr die Abend-Dämmerung eines milden Frühlingstages über

diese Landschaft zu breiten und ihre Umrisse, ihre Farben zu verhüllen.

Der Wagen mußte seinen raschen Lauf hemmen — es ging eine Berghöhe hinan, die Pferde begannen langsam Schritt zu gehen.

Der Reisende konnte deshalb seine zerstreut aufschauenden Blicke längere Zeit auf der Gestalt eines Fußwanderers haften lassen — eines Mannes, der wie ein Student aussah, und ein Ränzel auf dem Rücken trug wie ein Student; sein Aussehen aber verrieth ein reiferes Alter.

Er wanderte sicherlich zehn Minuten lang mit müden Schritten neben dem Wagen her, ehe der Reisende im Innern desselben, wie seine Gedanken sammelnd und auffahrend plötzlich ihm zurief:

„Sie scheinen vom Gehen ermüdet, mein Herr — wollen Sie, daß ich Sie im Wagen eine Strecke weit mitnehme? Unser Weg ist ja wohl derselbe."

Der Fußgänger warf einen prüfenden Blick auf den im Wagen, grüßte dann, indem er nachlässig seine Mütze berührte und antwortete:

„Ich danke Ihnen."

„Sie wollen nicht?"

„Ich komme auch so früh genug an mein Ziel.“

„Nun, wie Sie wollen“, versetzte der im Wagen. „Und da ich steif vom Sitzen bin, so werde ich mit Ihnen gehen.“

Er sprang ohne halten zu lassen zum Wagen hinaus.

„Sie machen wohl eine Künstlerreise ins Gebirge?“ fragte er jetzt, sich zu dem Andern gesellend.

„Dazu wäre es zu früh im Jahre. Auch bin ich nicht Künstler, wenigstens keiner von denen, die Reisen darauf machen. — Sie werden Einer von den Hofgästen sein, die zum Feste auf Schomburg geladen sind?“

„Ich will nach Schomburg, bin aber keineswegs ein geladener Gast — dazu gehöre ich nicht.“

„Nicht? Nun, dann werde ich mit Vergnügen später einen Platz in Ihrem Wagen annehmen, wenn Sie ihn mir noch zu gewähren willig sind.“

„Sie haben ihn also eben ausgeschlagen, weil Sie mich für einen Gast des Herzogs hielten? Sind Sie ein so wüthender Republikaner und Tyrannenfeind?“

„Ach nein — keineswegs! Ich wollte nur nicht in die Lage kommen, einem Hofschranzen zu Dank verbunden zu werden. Ich kannte Sie nicht.“

„Das thun Sie auch jetzt noch nicht.“

„Nein . . . wer sind Sie . . . wenn Sie es mir sagen wollen, nachdem ich mich selbst genannt? Ich heiße Dorn, war früher Militair im Dienst des Herzogs, trat aus, weil ich nicht ordentlich genug dazu war und mich nicht in die nöthige Subordination zu schicken wußte und bin jetzt Poet — ein Mensch, der als Beruf treibt, was ein vernünftiger, ernster Mann nur in Mußestunden als Erholung betrachtet....“

„Und jedenfalls ein närrischer Kauz“, erwiederte lächelnd der andere Reisende, „wenn Sie's nicht übel nehmen wollen! Um mich Ihnen vorzustellen: Ich heiße Victor von Gellenberg, war früher für die Diplomatie bestimmt und verwalte jetzt die Güter des Fürsten Rosenstein.“

„Das ist jedenfalls ein praktischeres Geschäft, als das, Verse zu machen“, rief der Andere aus. „Meines bringt nicht so viel ein, daß ich mit Extrapost fahren kann.“

„Nun, geben Sie die Hoffnung nicht auf. Mit den Jahren kommt der Ruhm und dann..."

Dorn schüttelte den Kopf.

„Ich bin nicht energisch und ausdauernd genug, um es zu etwas zu bringen", sagte er.

„Nun wahrhaftig", lachte Victor auf, „man kann nicht sagen, daß Sie an Selbstüberschätzung leiden!"

„Nein", entgegnete Dorn, „diese Quelle des Glückes der meisten Sterblichen ist mir versagt."

„Und wohin geht Ihr Weg, wenn ich fragen darf?"

„In die Irre — wohin sollte er anders gehen — in die Irre, soweit meine Mittel es mir erlauben!"

„Das heißt?"

„Ich verreise ein kleines Honorar, welches mir ein unmoralisches Buch, das ich verfaßte oder zusammenstellte, einbrachte, und will mir zunächst einmal die Schönheiten des Riesengebirges ansehen. Wäre ich in der Stadt geblieben, so würden meine Feinde mir dies Geld abgenommen haben... ich ziehe vor, eine kleine Wanderung ins Blaue hinein damit zu machen."

Victor, der sich ungefähr vorstellen konnte, wer mit den Feinden bezeichnet sei, fragte:

„Und weshalb stellen Sie, der Sie so gesinnungstüchtig keinem Hofschranzen verbunden sein wollen, unmoralische Bücher zusammen?“

„Das ist's eben, die Hofschranzen zwingen mich dazu, um zu leben.“

„Die Hofschranzen?“

„So ist es. Sie umgeben den Herzog, so daß er das heimische Talent untergehen läßt....“

„So, so... Sie verlangen, daß der Herzog an solchen Symptomen, wie Unordnung im Dienst und Mangel an aller Subordination, das poetische Genie erkennt und es fördert und hegt?“

Dorn lachte jetzt seinerseits gutmüthig auf. Nach einer Weile sagte er:

„Wenn Sie im Dienste des Fürsten Rosenstein stehen, so kennen Sie wohl auch das Fräulein Rosas?“

„Fräulein Rosas?“ rief Victor bewegt aus... „wie kommen Sie auf diese Frage?“

„Ich denke, sie ist doch sehr natürlich!“

„Das verstehe ich nicht.“

„Fräulein Rosas ist genug im Munde der

Leute, um eine Frage nach ihr natürlich zu machen."

„Fräulein Rosas... Fräulein Antonie Rosas im Munde der Leute?" fragte Victor von Gellenberg überrascht.

„Nun gewiß... woher kommen Sie denn, um das nicht zu wissen?"

„Ich komme aus Sellheim... einem fernen Landstädtchen — wie sollt' ich da wissen, was in der Residenz unseres Herzogthums im Munde der Leute ist?"

„Dann freilich!"

„Also reden Sie, weshalb fragen Sie nach Fräulein Rosas, weshalb ist sie im Munde der Leute?"

„Deshalb, weil man sie die Flamme, die erste Liebe des Herzogs nennt."

„Des Herzogs?"

„So sagt ich... Sie wissen, der Herzog ist ein merkwürdiger Mann, ein Original, wenn ein so junger Mensch, der noch nicht halb fertig ist, so genannt werden darf. Er schwärmt für alles Schöne — doch bisher noch für keine Schöne! Sein Herz war bisher ein weißes Blatt, seine

Moral die eines jungen Mädchens, das eben aus der Pension kommt."

„Und nun?" warf Victor ungeduldig dazwischen.

„Nun sagt man, auf einem der letzten Faschings-Maskenbälle habe er Fräulein Antonie Rosas kennen gelernt und sich sterblich in sie verliebt."

„Unmöglich!"

„Weshalb? Ich sah sie einmal — sie ist eine schöne Erscheinung."

„Und sie?" rief Victor aus, ohne auf diesen Punkt weiter einzugehen.

„Und sie? Nun, mein Gott — ich denke, diese Frage können Sie sich selbst beantworten. Sie malt", setzte Dorn kaustisch hinzu, „im Residenzbau... sie malt ihm das schlummernde Dornröschen auf die Wand, und er schaut ihr zu... ob er dabei den Schlummer ihrer Gefühle erweckt, oder ob sie dabei zusammen schlummern, weiß ich nicht!"

„Aber das ist abscheulich!"

„Was?"

„Solche Reden, solche Verläumdungen!"

„Ich verläumde Niemand, ich antworte auf Ihre Fragen. Man spricht so in der Residenz. Die Aufgabe, einen der Säle des Schloßbaues, in welchem anerkannte und bewährte Künstlernamen Deutschlands thätig gewesen sind, mit Fresken auszuschmücken, würde wohl schwerlich einem unbekannten jungen Mädchen zu Theil geworden sein, wenn nicht ein besonderes persönliches Interesse des Herzogs für dieses junge Mädchen dagewesen wäre!“

Victor schwieg auf diese Bemerkung.

„Uebrigens“, fuhr Dorn fort, „spricht man allerlei über das Fräulein Rosas. „Man wußte nicht, woher sie kam“, deshalb macht man allerlei Conjecturen über sie. Viele halten sie für eine Tochter des Fürsten Rosenstein, der sie mit einer ganz besonderen und auffallenden Rücksicht behandelt. So viel ist gewiß, daß sie in der Familie des Fürsten lebt, als ob sie dazu gehöre.“

Victor war von diesem allen so niedergedonnert, daß er kein Wort zur Erwiederung fand.

„Macht Sie das so betroffen?“ fuhr Dorn fort. „Die meisten Leute haben ihre stille Genug-

thuung daran. Es hindert den Herzog, sich zu vermählen."

„Wünscht man das denn?"

„Man wünscht, daß er nicht eher sich vermähle, als bis er älter und reifer geworden, und selbst nach seinem Sinne wählen könne. Jetzt würde man ihm eine Frau geben, die durchaus nicht nach dem Sinne des Landes ist. Da ist denn solch eine Herzensflamme ein vortreffliches Ableitungsmittel."

Victor schwieg noch immer.

Man war auf der Höhe der Steig angekommen; der Wagen hielt, um Victor wieder einsteigen zu lassen. — Dorn folgte ihm auf seine Einladung und stieg mit ihm ein. Er plauderte noch allerlei vom Herzog und von Fräulein Rosas und von Merlin, der solch ein Verhältniß befördern werde, um die Vermählung des Herzogs zu hintertreiben; aber Victor blieb schweigend und in sich versenkt.

Man kam in dem Städtchen Schomburg an, das unterhalb am Fuße der Sommerresidenz des Herzogs lag.

Diese Sommerresidenz, ein grandioser gothischer

Burgbau auf dem Vorsprunge einer Bergwand, deren Gipfel in dieser Jahreszeit noch in Schnee gehüllt war, errichtet, glänzte aus allen Fenstern, von allen Balkonen, Terrassen und Plattformen herab mit flammenden Lichtern weit in die unter= deß eingebrochene Dunkelheit hinaus.

Als die Reisenden am Gasthofe anhielten, sagte Victor zu seinem Gefährten, d ß er sich hier von ihm verabschieden müsse. Vielleicht werde er ihn am folgenden Morgen sehen. Dorn dankte ihm für seine Güte, schenkte ihm freigebig seine Karte mit seiner Adresse in der Residenz und be= gab sich in die heute sehr menschenleere Gaststube. Victor ließ sich ein Zimmer anweisen, um sich umzukleiden und in ein Costüm zu werfen, das ihm erlaubte, sich, wie er wollte und mußte, in die Festgesellschaft da oben in der erleuchteten Burg einzudrängen.

Nach kaum einer halben Stunde trat er den aus dem alterthümlichen Städtchen an der Berg= seite entlang sich hinaufziehenden breiten und be= quemen Fahrweg an. Des Führers bedurfte er nicht. Der Weg war mit lodernden Pechpfannen

hell erleuchtet und eine große Menge Menschen, die hinaufzogen oder herabkamen, bedeckte ihn.

Das hochthronende Schloß war nach einer Viertelstunde erreicht. Der mächtige Thorthurm hob sich von den Pechflammen erleuchtet drohend und imposant in die Luft; über seinen Zinnen flatterte das herzogliche Banner.

Im Innern des Hofes, in welchem sich an drei Seiten des Gebäudes doppelte über einander laufende Arkadengänge zeigten, hoben Reihen von Gasflammen alle architectonischen Linien hervor; sie liefen bis hoch hinauf an den Thürmen, und horizontal an dem Zickzack der zinnengekrönten Mauern entlang . . . das Ganze strahlte wie in einem Zaubermärchen . . . und bildete die Bewunderung der dichtgedrängten Masse von Landvolk, dem der Zugang nicht gewehrt war, und dessen malerische Nationaltrachten sich mit den bunten und reichen Livreen der Dienerschaft der eingeladenen Gäste durchmischt zeigten, die sich dazwischen umhertrieb.

Die Eingangshalle mit ihren zwei hoch zu Rosse wachhaltenden Rittergestalten in voller Rüstung, vom Kopf bis zu Fuß gewappnet, — diese

todten Ritter waren Herzog Augusts einzige Schloß-wache, wenn er in seinem Bergschloß war, anderes Militair war davon ausgeschlossen, schon weil die Herrschaft nicht auf dem eigenen, sondern auf fremdem Gebiete lag, — die Eingangshalle und das mächtige Stiegenhaus strahlten ebenfalls vom hellsten Glanze. Blendend aber waren die zwei weiten Festsäle, diese zauberhaft schönen Räume im Tudorstyle, deren hohe Gewölbe über palmen-haft emporgewachsenen Säulenbündeln sich auf-bauten; von buntester Malerei bedeckt wett-eiferten diese Gewölbe, diese Pfeiler mit den Bildern, welche in Form von Friesen an den Wänden entlang liefen, und mit den gewirkten Teppichen, welche darunter die Mauern verkleideten, an üppigem Farbenreichthum und Pracht.

Aber wenig Augen ruhten auf dieser Pracht, diesen Bildwerken und Farben; die Gesellschaft, die sich in den Festsälen drängte, tanzte, in dichten Gruppen zusammenstand, war dazu viel zu sehr mit sich beschäftigt, mit ihren Tanztouren, mit ihren Scherzen, mit ihren leise geflüsterten Wechselreden und lauten Unterhaltungen. Und wer schauen, beobachten, bewundern wollte, der hatte Augen-

weide genug an Uniformen, Costümen, Toiletten und prunkendem Schmuck.

Im zweiten Saale befand sich der Thron mit dem leeren Herzogssitz. Herzog August hatte am Fuße stehend die ersten Gäste empfangen — aber bald hatte er seinen Platz verlassen und aller Etikette entwischend sich unter diesen Gästen umhergetrieben, um zwanglos und mit der anspruchlosesten Herzlichkeit unter ihnen zu verkehren.

Fürst Rosenstein war unter diesen Gästen nicht ausgeblieben. Er hatte genug Bekannte getroffen, um sich zu unterhalten, Prinzeß Marie Tänzer genug, um den Abend herrlich zu finden — Antonie endlich an dem berühmten Maler Taillefer, der sich ihr hatte vorstellen lassen, eifrige Unterhaltung genug, um zu vergessen, was sie hierher gebracht, um sich zu zerstreuen und lebhaft angeregt zu fühlen.

Um so mehr, als sie glücklicherweise nicht bemerkte, wie sehr sie Gegenstand stiller und verstohlener Beobachtung war; wie die Augen der Männer und hinter leise bewegten Fächern her die Blicke der Damen ihr gefolgt waren.

„Der Taillefer ist klug!“ sagte ein alter Graf

und Major außer Dienst, dem man nacherzählte, er habe aus den Ersparnissen einer Pension von sechs Hundert Gulden den versetzten Diamantschmuck seiner Familie ausgelöst und nebenbei eine kostbare Bibliothek von schmutzigen Büchern und Kupferstichen angelegt — „der Taillefer ist klug, er macht seine Rechte als Kunstkamerad bei diesem Dämchen geltend."

„Nun ja, er ist Wittwer, und wer weiß . . ." fiel ein junger Mann von fast funfzig Jahren ein, der bis vor kurzem von einer strengen Mama als Kind behandelt, jetzt seiner muthwilligen Jugendlichkeit die Zügel schießen ließ, „wer weiß . . . wir Epouseurs dürfen eine solche reizende Erscheinung nicht außer Acht lassen. . . . Herzog Augusts kleine platonische Passion wird nicht lange leben und wenn sie stirbt, eine kleine Erbschaft hinterlassen. . . ."

„Sie sind ein Kind mit ihrer platonischen Passion!" fiel hier eine gelbe Stiftsdame flüsternd ein — „ein Kind, Baron Burckenfels . . . Fürsten haben nie eine platonische Liebe!"

„Ich weiß doch nicht", bemerkte lächelnd ein Minister, ein langer hagerer Mann mit dem

Gesichte eines Pferdes — „sie sieht ein wenig stolz aus, und es wäre am Ende doch möglich, daß sie sich darauf beschränkte, ihm etwas — zu malen!“

Die Unterhaltung wurde durch ein walzendes Paar unterbrochen, das in seinem Schwunge excentrisch geworden und über die Kreislinie der andern hinausgeflogen war.

Gleich darauf ertönte ein Kanonenschuß. Ein zweiter antwortete . . . ein dritter fiel. Ein lautes Ah! ertönte von allen Lippen, die Musik schwieg.

An der Längenwand des Saales wurden drei mächtige hohe Fensterthüren aufgeworfen und Alles drängte sich diesen Ausgängen zu.

Sie führten auf einen breiten Terrassenraum, weit genug, die ganze Gesellschaft aufzunehmen, auch wenn sie doppelt größer gewesen wäre.

Es war ein unvergleichlicher Anblick, der sich Allen hier darbot.

Die erleuchtete Ritterburg spiegelte sich mit allen ihren Flammen, all ihrem strahlenden Lichtglanze in dem stillen, tief unten liegenden dunklen kleinen Gebirgssee, auf den die Terrasse hinausging. Es war ein zaubervolles Märchenbild.

Es war ein wunderbarer Traum der Phantasie, eine verwirklichte Dichtung, ein flammendes, loderndes, lichtstrahlendes Gebilde aus einer andern Welt. Es schien ein stolzer höhnender Triumph des Lichts über die dunkle Nacht, der das Licht seine Herausforderung zuschleuderte, wenn die bengalischen Flammen aufloderten, welche die hohe Felsenwand jenseits des Sees und den schönen, schäumend niederschießenden Wasserfall daneben, in rothe Gluth versetzten; oder wenn aus der unter der Terrasse aufgestellten Batterie die Geschützrohre aufflammten und ihre Blitze schleuderten, um gleich darauf einen nicht endenden Donner des Wiederhalls zu wecken.

Weit drüben aber, über dem See, über den Schluchten, jenseits der hochansteigenden Wälder und Halden flammten auf allen Gipfeln, allen Vorsprüngen des runden Bergpanorama's ungeheure, weithin diese ganze Gebirgswelt erhellende Feuer. Es war wirklich, als habe sich eine göttliche Lichtmacht, ein Feuergott in hundert flammenden Zungen ergossen und niedergelassen auf die Stirnen und Häupter dieser Bergcolosse, dieser Riesenapostel seiner Größe und Allmacht.

Sie ſtanden da im Gluthſchein wie die Grundſäulen des Tempels des Unendlichen; oder wie ſtumme Redner vom Ewigen.

Das großartige Schauſpiel ließ alle Anweſenden verſtummen.

Herzog Auguſt, der vorn an der Baluſtrade der Terraſſe ſtand, war lange im Anſchauen desſelben verloren.

Dann wandte er ſich und zu Merlin, der in ſeiner Nähe ſtand, gewendet, ſagte er:

„Das iſt ein Gottesdienſt, ſolch ein Schauſpiel. Jener höchſte Bergcoloß da ſieht aus wie ein Abgeſandter von der Erde zum Himmel. Er bringt der Gottheit ein Stück der Flamme, in der die Herzen guter Menſchen für ſie lohen.“

Merlin nickte leiſe lächelnd.

„Oder das Schauſpiel ſagt: Deine Welt, alter Gott, iſt nachtumhüllt und todt, der Menſch muß kommen und ſie lebendig machen.“

„Und lebendig macht nur die Flamme, würde ich hinzuſetzen, wenn wahr wäre, was Du ſagſt — aber es iſt frivol!“

„Und Dein Wort doch richtig — den Menſchen

macht nur die Flamme lebendig", erwiederte Merlin — „die Flamme der Leidenschaft!"

„So ist es!" versetzte der Herzog, und wandte sich sinnenden Blickes dem Schauspiel wieder zu.

Dann, wie sich selbst vergessend, wie nicht im Stande, sich zu beherrschen und länger Rücksicht darauf zu nehmen, daß er keinen Schritt thun könne, ohne daß hundert Augen ihm folgten, eilte er durch die augenblicklich vor ihm weit zurücktretende Menge nach der Ecke rechts . . . er mußte schon vorher ins Auge gefaßt haben, daß Fürst Rosenstein mit den Seinen hier stand.

„Nun, und wie wirkt dies Schauspiel auf Sie — was sagt es Ihnen, Fräulein Rosas!" rief er aus, sich unmittelbar an Antonie wendend.

„Es überwältigt mich durch seine Macht und Schönheit", antwortete Antonie leise und bei der plötzlichen Anrede des Herzogs ein wenig erzitternd.

Die Etikette gebot, so weit zurückzutreten, daß die Worte des Herzogs und dessen, mit dem er sich unterhielt, nicht vernehmbar waren . . . beide

standen schon allein in einem weiten Kreise der zur Seite gewichenen Hofleute.

„Sehen Sie, Antonie“, flüsterte der Herzog jetzt heftig und leidenschaftlich, „das Alles, diese ganze Welt ringsum will ich Ihnen schenken — wenn Sie zugeben, daß ich vor Ihnen niederfalle und Sie anbete — anbete, wie man das Weib anbetet, das uns mit seiner Liebe eine Welt von Glück giebt!“

„Sie sprechen verführerischer wie der Versucher“, antwortete Antonie ernst lächelnd — „aber es ist nicht edelmüthig von Ihnen, in dieser Stunde so zu sprechen. Haben Sie mich darum mit Gewalt hierher gezogen?“

„Nicht edelmüthig? Ich verstehe Ihren Vorwurf nicht!“

„Ist es edelmüthig, daß Sie so, im wahren Sinne des Worts umleuchtet vom ganzen Glanze Ihrer Machtfülle, Ihres Herrscherthums zu einem armen Mädchenherzen sprechen?“

Der Herzog schüttelte den Kopf.

„Sie thun mir Unrecht ... ich denke viel an das, was Sie mir Schuld geben! Sie sind keine Natur, die sich imponiren läßt. Sie sind kein

Clärchen, das sich blenden ließe, wenn Egmont „spanisch“ zu ihr käme — nicht einmal eine Semele, die vom Anblicke der Hoheit des Zeus verzehrt und vernichtet würde.“

Antonie nickte.

„Es ist wahr“, sagte sie. „Ich bekenne mich sogar eines großen Undankes schuldig: das Schauspiel vor und um uns hat meine ganze Seele so hingerissen, all mein Gemüth so in und an sich gezogen, daß ich den Zauberer, der es ins Leben gerufen, darüber vergessen habe und den Dank, der ihm gebührt.“

„Und doch hat nur der Gedanke an Sie diesem Zauberer sein Werk, wenn Sie es so nennen wollen, eingegeben!“

„Wohl denn.... Ich danke Ihnen, Hoheit!“

„Wie lau Sie dies: ich danke Ihnen, sagen! Schlägt denn Ihr Herz bei allem dem nicht in muthigem Freiheitsstolze auf, flammt Ihr Geistesleben nicht in unfesselbarem Schwunge empor, kommt nicht das Gefühl, das hohe stolze Gefühl über Sie, daß es feig und elend wäre, wenn wir unsere hohe reine Seele mit ihren göttlichsten Empfindungen den elenden Rücksichten auf die jämmer-

liche Welt hinopferten, wenn wir sie dem Moloch hingäben, wenn wir das Beste in uns verriethen, unterdrückten, zermarterten aus kläglicher Angst vor dem Geschwätz der Menschen? O mein Gott, daß Sie es nicht einsehen! Wer hat dies Geschwätz der Menschen zum Richter und Herrn über uns gesetzt? Wo steht es geschrieben, daß das Leben unseres Herzens nicht uns gehört, sondern ihm!"

Der Herzog hatte stürmisch ihre Hand ergriffen.

„Ich bitte Sie um Gotteswillen", rief Antonie erblassend aus, indem sie augenblicklich die Hand zurückzog — „gehen Sie, gehen Sie . . . ich verlange von Ihnen, daß Sie die Unterredung mit mir, die schon zu lange gedauert hat, abbrechen . . . sonst thu ich's und gehe. . . ."

„Das werden Sie nicht", antwortete der Herzog, bitter lächelnd . . . „es wäre ein zu arger Verstoß gegen die Etikette und Sie würden nie den Folgerungen trotzen, welche die Menschen um uns her daran knüpfen würden, wenn Sie diesen Verstoß begingen. Aber seien Sie ruhig — ich werde gehen, sprödes, kaltes, stolzes Weib . . . dem mein Herz und Glück und Leben, ja das eigene

Leben und Glück so gar nichts, so viel wie Staub und Rauch ist gegen das elende Urtheil einer elenden blödsinnigen Welt! Bei Gott, ich werde Sie doch noch besiegen, ich werde nicht aufhören, Ihnen . . ."

„O, ich bitte Sie, Sie ängstigen mich fürchterlich, Sie sollen aufhören, so zu reden . . . ich gehe sonst wirklich . . ." rief Antonie aus.

Der Herzog machte ihr zornig eine kurze Verbeugung, so daß sie sich entfernen konnte.

„Sie sind abscheulich", sagte er noch, während sie sich verneigte und dann zum Gehen wandte — „Sie sind wahrhaft abscheulich, Sie löschen mir alle diese Festesflammen aus, ich werde diesen Geschützen Schweigen gebieten, ich werde die Musik hinausweisen und die Feuer löschen lassen und die Gäste zum Teufel jagen!"

Antonie eilte, sie floh davon, um Prinzeß Marie aufzusuchen und sich ängstlich an ihrer Seite zu halten.

Für ihre innere Herzensnoth war für sie freilich bei Prinzessin Marie wenig Zuflucht zu finden.

Prinzeß Marie zürnte ihr, sie war eiskalt, sie

ließ es Antonie bitter empfinden, daß diese sich ihrer eigenen Herzensnoth gegenüber so grausam theilnahmlos verhielt.

Antonie hatte schon vor Tagen den Fürsten beruhigen können. Sie hatte ihm versichert, daß sie mit dem Herzoge geredet, daß dieser es aufs lebhafteste mißbilligt habe, wenn der Ehrgeiz seines Günstlings sich so hoch verstiegen, und daß er versprochen, diesem strenge jeden weitern Schritt zu verbieten.

Zu seiner großen Befriedigung hatte Fürst Rosenstein wahrgenommen, daß der Herzog dies Versprechen gehalten haben müsse. Merlin hielt sich in der respektvollsten Entfernung von ihm; er hatte heute noch kein Wort an Prinzeß Marie gerichtet.

Aber je mehr sich Antonie dadurch des Vaters Zufriedenheit erworben, desto gereizter war die Tochter gegen sie. Prinzeß Marie sprach nur Dolche zu ihr . . . kindische Dolche mit stumpfer Schneide freilich . . . sie stichelte wider Künstlerinnen, die nur auf ihren Bildern Geschmack hätten und im Leben so schlechte Toiletten machten . . . sie fragte, ob Antonie ihren Entschluß, nicht zu tanzen,

auch nicht zu Gunsten des Herrn von Bongaß aufgeben werde, und was solch kleiner Malicen, die Antonie überhörte, mehr waren.

„Was hat der Herzog Dir gesagt?“ fragte sie jetzt mit spöttischem Lächeln.

„Er hat mir Complimente über mein blaues Seidenkleid gemacht“, antwortete Antonie mit einem Ton, daß Prinzeß Marie nicht weiter zu fragen wagte.

Die Gesellschaft begann sich allmählig unterdessen von der Terrasse, auf der eine kühle Nachtluft herrschte, in die Festsäle und deren erwärmte Atmosphäre zurückzuziehen. Die älteren Herrschaften fürchteten eine Erkältung und die jüngeren sehnten sich nach der Fortsetzung des Tanzes, den sie, aufrichtig gesagt, doch allen Naturschauspielen, mochten nun die Berge in Flammen und Gluth stehen oder im Schmuck des Schnees ihre Gipfel erheben, vorzogen.

In diese, eben sich wieder füllenden Festsäle aber war in der Zwischenzeit ein ungeladener Gast eingedrungen.

Es war Victor von Gellenberg.

Er war mit einer gewissen Schüchternheit in

diese Räume eingetreten, in welche er kein Recht hatte, zu kommen. Sein Auge suchte in der bunten Menge ungeduldig und ängstlich nach Antonie oder nach dem Fürsten; so irrte er durch die Gruppen der Gesellschaft.

Plötzlich fühlte er eine Hand sich leise auf seine Schulter legen.

Er blickte sich um und sah einen Herrn in Hofuniform; es war einer der beiden dienstthuenden Kammerherren.

Mit einer höflichen Verbeugung sagte dieser Herr:

„Ich muß bedauern, in der Lage zu sein, nach Ihrem Namen fragen zu müssen, mein Herr. Es liegt wohl nur an meinem schlechten Gedächtnisse, daß ich mich weder Ihrer Persönlichkeit noch einer Einladung des Hofmarschallamtes entsinne, die . . ."

„Die an mich ergangen sein könnte" — fiel Victor ein, „klagen Sie nicht Ihr Gedächtniß an, denn Sie sind völlig im Rechte, mein Herr. Ich bin Beamter des Fürsten von Rosenstein-Sellheim, heiße Victor von Gellenberg und habe dem Fürsten Rosenstein eine so wichtige und drängende Mit-

theilung zu machen, daß ich, um ihn zu finden, es wagen mußte, uneingeladen in diesen Kreis zu dringen. Seien Sie überzeugt, daß ich diese Räume augenblicklich wieder verlassen werde, sobald mein Geschäft, das auch nicht den mindesten Aufschub leidet, beendet ist."

„Hm, hm", machte der Kammerherr, wie nicht gleich sich findend in die Schwierigkeit eines so exceptionellen und verwickelten Falls.

„Victor von Gellenberg", sagte er dann, „der Name ist mir nicht unbekannt, denke ich... gehört er nicht der Diplomatie an?"

„Mein Vater war * * * scher Geschäftsträger und Minister-Resident in Paris."

„Richtig, richtig", fiel der Kammerherr ein — „nun dann hat die Sache nichts auf sich, ich muß Sie nur bitten, daß Sie vor allem Weiteren mir folgen, damit ich Sie dem Herzoge vorstelle."

„Ist das nöthig... kann es nicht wenigstens nachher geschehen, nachdem ich ..."

„Mein lieber Herr von Gellenberg, ich darf voraussetzen, daß Ihnen die Regeln der Etikette bekannt sind... der Herzog kann sich nicht einen

Augenblick mit einem Mann in einem Raum zusammenbefinden, den er nicht kennt, der ihm nicht vorgestellt ist!“

„Aber in einem so dringenden Falle. . . .“

„Es giebt keine so dringende Fälle, um eine Rücksichtslosigkeit gegen das Hofceremoniell zu entschuldigen“, sagte der Kammerherr, „und ich muß Sie ersuchen, mir zu folgen. Ich sollte Sie erst zum Ceremonienmeister führen, er hätte eigentlich die Vorstellung vorzunehmen, aber Se. Excellenz haben sich zur Superrevision in den Banketsaal begeben und unterdeß fallen mir ihre Functionen zu. Kommen Sie, bitte!“

Victor von Gellenberg mußte sich unterwerfen und folgen.

Der Herzog war eben von der Terrasse zurückgekommen. Aber statt in den Saal weiter vorzuschreiten, war er mit einer Stirn, deren düstere Umwölkung Niemandem, der ihn anblickte, entging, in einen offenen Nebenraum, ein mit den reichsten Holzschnitzarbeiten geschmücktes Cabinet getreten, welches von dem Saal durch ein Paar zurückgeschlagener Portièren geschieden war.

Der Kammerherr folgte ihm mit Victor hierher.

„Hoheit“, sagte er, „ich bitte um die Gnade, den Herrn Victor von Gellenberg vorstellen zu dürfen, der ...“

„Wen?“ — rief der Herzog aus.

„Den Herrn Victor von Gellenberg, Beamten des Fürsten von Rosenstein, der ...“

„Sie ... Sie sind Gellenberg?“ fuhr im selben Tone äußerster Ueberraschung Herzog August fort, und seinem Kammerherrn jede weitere Erklärung abschneidend, setzte er zu diesem gewendet hinzu:

„Gehen Sie, gehen Sie, Schragenheim, es ist gut!“

Der Kammerherr ging nach einer tiefen Verbeugung.

„Gellenberg!“ fuhr der Herzog unterdeß fort — „was wollen Sie, wie kommen Sie hierher?“

Victor Gellenberg war durch diese Aufnahme seinerseits nicht wenig überrascht.

„Es scheint“, sagte er, „mein Name hat die Ehre Eurer Hoheit bekannt ...“

„Nun ja, machen wir weiter keine Redensarten — sprechen Sie offen und rund heraus mit mir, wie kommen Sie hierher, was wollen Sie?“

„Ich habe geglaubt, so kühn sein zu dürfen ... ich weiß, mein unbefugtes Eindringen ist kühn, vielleicht unverzeihlich ... aber ich habe eine Nachricht von äußerster Wichtigkeit für die ganze Existenz einer Dame. ..."

„Fräulein Rosas!"

„Wie ... Sie wüßten ..."

„Wer sollt' es anders sein, der Sie herführt?"

„Ich begreife nicht, wie Eure Hoheit ..."

Der Herzog lachte bitter auf.

„Nun, wahrhaftig, dazu gehört nicht viel Scharfsinn, denk' ich ... wenn Herr Victor von Gellenberg hier erscheint, so wird es doch zu keinem andern Zweck sein, als das Mädchen, das ihn liebt, zu sehen und zu sprechen!"

Victor von Gellenberg glaubte zu träumen bei diesen seltsamen, zornig hervorgestoßenen Worten.

„Es ist mir lieb, daß ich Sie sehe", fuhr Herzog August sodann milder und sich beherrschend fort und dabei trat er in die breite und tiefe Fensternische des Cabinets und winkte Victor, ihm zu folgen — „ich habe längst gewünscht, mit Ihnen

zu reden. Ich hege nur freundliche und wohlwollende Gesinnungen gegen Sie. Ich möchte Ihnen einen Beweis davon geben. Seien Sie deshalb ganz offen gegen mich. Zuerst . . . können Sie mir sagen, was Sie herführt, welch dringende Angelegenheit es ist, die Sie mit Fräulein Rosas zu verhandeln haben?"

„Wenn Eure Hoheit befehlen, so habe ich zu gehorchen."

„Nein, nicht so, nicht so. Ich befehle nichts. Ich frage, ob Sie mir als einem . . . einem Freunde, dem das Wohl von Fräulein Rosas am Herzen liegt, Ihre Sache anvertrauen wollen?"

„Auch so darf ich es", versetzte Victor — „es handelt sich um das Vermögen des Fräuleins, das bedroht ist. Dies Vermögen besteht aus einer Besitzung, welche Fürst Rosenstein dem Fräulein geschenkt hat. Sie heißt Mildenstein."

„Ich weiß, ich weiß . . ."

„Nun wohl, am gestrigen Abende ist mir als Verwaltungsbeamten des Fürsten kund geworden, daß ein Gläubiger desselben . . ."

„Hirschfeld . . ."

„Das ist der Name — die Sequestration

sämmtlicher Güter des Fürsten nunmehr wirklich beantragt hat. Zu diesen Gütern gehört Mildenstein; der Kaufcontract über diese Besitzung lautet auf den Namen des Fürsten; über die Uebertragung derselben auf Fräulein Rosas liegt nicht die geringste, öffentlichen Glauben habende Urkunde vor, und so bin ich hergeeilt, um Fräulein Rosas die dringende Nothwendigkeit vorzustellen, sich augenblicklich und bevor noch dem Fürsten der Sequestrations-Antrag insinuirt ist, — denn dann wäre es zu spät — eine solche öffentliche Urkunde vom Fürsten ausstellen zu lassen . . . sonst wäre Alles für sie verloren."

„Ich habe das gefürchtet, gerade das!" antwortete der Herzog sinnend . . . „reden Sie mit ihr, mit dem Fürsten; sollte dieser irgend eine Schwierigkeit machen, so melden Sie es mir, ich werde dann selbst mit ihm sprechen . . . Ihr Eifer, Fräulein Rosas zu dienen, ist sehr anerkennenswerth und löblich — er ist es doppelt, da . . ."

„Ew. Hoheit vollenden nicht . . ."

„Da", fuhr der Herzog Victor scharf fixirend fort, „Sie kein anderes Motiv treibt, als die bloße Theilnahme eines ehrlichen Mannes an einem

unberathenen jungen Mädchen, dessen Interessen bedroht sind. . . ."

Es entging dem Herzog nicht, daß Victor bei diesen Worten leicht erröthete.

„Mir", fuhr er mit denselben beobachtenden Blicken fort, „ist das nicht unbekannt, — mir hat Fräulein Rosas selbst von ihrem Verhältnisse zu Ihnen gesprochen, mit dem Geständniß, daß dies Verhältniß ein sehr einseitiges und von Ihrer Seite . . . wie soll ich sagen, nicht getheiltes, unerwiedertes sei. . . ."

Victor war bei diesen leisen und langsam gesprochenen Worten dunkelroth geworden und dann erblaßt.

„Nun, was ist Ihnen, was haben Sie, daß Sie so betroffen ausschauen? . . ." rief Herzog August plötzlich heftig und laut, wie in größter Bewegung aus.

„Hoheit . . . ich . . . ich weiß in der That darauf nicht zu antworten . . . ein Verhältniß, von meiner Seite ungetheilt, unerwiedert . . ."

„Das scheint Sie ja fürchterlich zu überraschen? So reden Sie doch! Ist es etwa nicht so, ist es anders, als sie mir gesagt hat?"

„Es ist anders ... Ew. Hoheit sind im Irrthum. ...“

„Im Irrthum? ... also hat sie mich getäuscht! Nun, wie sollte es auch wahr gewesen sein, was sie mir sagte ... wie wäre es auch anders möglich, als daß Sie sie wieder lieben!“

Der Herzog flüsterte dies mit gedämpfter Stimme und großer Bitterkeit.

„Es war thöricht von mir, es ihr zu glauben“, fuhr er im selben Tone fort. „Es ist ja gar nicht anders denkbar. Sie lieben sie eben so sehr, wie Antonie mir gestand, daß sie Sie liebt.“

„Antonie gestand, daß sie ... mich liebt?“ sagte Victor athemlos, kaum des Wortes mächtig und nicht wissend, ob er träume, ob er seine Sinne habe oder nicht.

„Gehen Sie, gehen Sie — reden Sie mit dem Fürsten, reden Sie mit Fräulein Rosas — thun Sie, wozu Ihr Eifer, Ihr Herz Sie treibt ... vergessen Sie nicht, daß, wenn Sie auf Widerstand beim Fürsten stoßen, ich ihn brechen kann.“

Damit schritt der Herzog, offenbar in größter

Erregung davon, wieder in den vorliegenden Festsaal hinein.

Victor stand wie an den Boden gewurzelt; so schaute er dem Forteilenden nach.

„Was ist das?“ sagte er, sich mit beiden Händen seine Schläfen fassend ... „sie ... sie hätte dem Herzog gesagt, daß sie mich liebe ... daß ich sie nicht liebe ... welche Räthsel ... und wäre es denn möglich, möglich, daß sie mich ... Gott wahre mir den Verstand ... das Glück könnte mich tödten ... und dieser Herzog ... welche Leidenschaft muß in ihm für sie glühen, daß er ohne alle Selbstbeherrschung, ohne an seine Würde zu denken, mir sofort solche Enthüllungen macht, eine solche Sprache mit mir redet ... mit dem ihm fremden Manne! — — Aber wo ist sie?“

Victor verließ ebenfalls das Cabinet.

Der Herzog war unterdeß durch den Festsaal geschritten, der Terrasse zu. Die Bogenthüren standen noch immer offen; eben waren die Diener beschäftigt, zwei davon zu schließen, um nur die in der Mitte offen zu lassen; durch diese in der Mitte sah Herzog August eben den Fürsten mit Marie am Arm, und Antonie ihnen folgend,

wieder eintreten — er schritt heftig auf sie zu — er flüsterte Antonie die Worte zu:

„Victor von Gellenberg, Ihr Gellenberg ist hier ... ich habe mit ihm geredet, ich habe ihm Alles gesagt, er liebt Sie wieder, Sie Abscheuliche haben mich getäuscht, betrogen und belogen!“

Nach diesen hastig und zornig ausgestoßenen Worten ging er weiter und auf die Terrasse, in die Nacht hinaus.

Antonie blieb zurück, wie von einem Blitzstrahl berührt.

Gerechter Himmel... was war das! Victor von Gellenberg, den sie so weit, wenigstens der Nähe des Herzogs so weit entrückt geglaubt, war hier, dieser hatte mit ihm geredet, hatte ihm verrathen, was sie dem Herzoge über ihn gesagt... das war fürchterlich, wahrhaft fürchterlich! Wo sollte sie sich verbergen, wohin flüchten, ehe nun dieser Mann ihr entgegentrat, dieser Mann, dem sie nie, nie mehr im Leben begegnen durfte, dem sie nie mehr ins Auge sehen konnte!

Es war entsetzlich!

Sie hatte einen Abgrund erblickt, der sich vor ihr öffnete, in den sie die Leidenschaft des jungen

Herzogs, der sie zu bethören gewußt, zu ziehen drohte; einen Abgrund, als ihr die unwürdigen Intriguen enthüllt wurden, deren Mittelpunkt sie geworden... und jetzt, jetzt hätte sie wünschen können, sie läge in der tiefsten Tiefe eines wirklichen Abgrundes, zerschmettert, todt und allem Leid entrückt für immer!

Während sie so stand, war Fürst Rosenstein weiter geschritten; eine Wolke von Gästen trennte ihn bald von Antonien.

Er ging, um seine Tochter zu einem der Divans an den Wänden zu führen, als er plötzlich überrascht stehen blieb. Ihm entgegen kam sein Domainenbeamter.

„Gellenberg!“ rief er aus... „welcher Wind bläst Sie hierher... was zum Teufel giebt es?“

„Nicht viel Gutes, Durchlaucht“, antwortete Victor, sich gewaltsam zusammennehmend.

„Nun, das kann ich mir denken, wenn es etwas ist, was Sie bis hierher mir nachsprengt! Ihr Herren bringt Einem nie viel Gutes! Nun, heraus damit!“

„Ich komme, Eurer Durchlaucht zu melden, daß Hirschfeld den Antrag auf die...“

„Um Gotteswillen“, flüsterte Fürst Rosenstein, die Farbe wechselnd — doch nicht...“

„Es ist so, wie Durchlaucht vermuthen!“

„Der verfluchte infame Jude, den Gott verdammen möge! Aber hatte die Hiobspost denn solche Eile, daß Sie mir damit diesen Abend verderben mußten?“

„Ich glaubte das allerdings zu müssen. Sie wissen, Durchlaucht, daß wegen Mildenstein noch nichts geordnet ist.“

„Wegen Mildenstein? Was wäre da nicht geordnet?“

„Der Besitztitel ist für Sie in Ordnung und berichtigt . . . aber nicht für Fräulein Rosas.“

„Was thut das?“ rief der Fürst sehr unwirsch; er hatte Marie gehen lassen, sich selbst einen Sitz zu suchen und während er die letzten Worte gesprochen, Gellenberg zur Seite aus dem Gedränge gezogen.

„Man wird also auch darauf, als auf Ihr Eigenthum, Beschlag legen — da Sie es aber, soviel ich weiß, Fräulein Rosas überlassen haben, würde diese es verlieren, und ich denke, Euer

Durchlaucht werden dem schleunigst zuvorkommen wollen."

„Hm!" machte der Fürst, die Stirn runzelnd; „ist dem wirklich so... man würde meine Erklärung, daß es der Rosas gehört, nicht achten?"

„Gewiß nicht. Eine solche Erklärung muß in einem officiellen Akte gemacht werden und noch bevor Ihnen der Antrag Hirschfelds vom Appellationsgericht mitgetheilt ist, so lange Sie noch in bona fide mit Ihrem Eigenthum machen können, was Sie wollen!"

„Dazu ist's also zu spät?"

„Zu spät?... nichts ist zu spät, wenn Sie geruhen wollten, sich sogleich mit Fräulein Rosas zum Notar im Städtchen unten zu begeben — die Sache kann in sehr kurzer Zeit erledigt werden."

„Und um solcher miserablen Formscherereien willen soll ich das Fest verlassen... soll auch Fräulein Rosas zumuthen, das Fest zu verlassen?"

„Formscherereien nennen Sie einen Akt von solcher Wichtigkeit, von dem für Fräulein Rosas Alles abhängt?"

„Geben Sie mir keine Zurechtweisungen, mein Herr von Gellenberg!“ fuhr der Fürst verdrießlich auf.

„Das ist nicht im Entferntesten meine Absicht, aber . . .“

„Nun ja, nun ja — muß die Sache denn wirklich sein?“

„Ich versichere Ew. Durchlaucht . . .“

„Gut, gut denn . . . aber ist es nöthig, daß Fräulein Rosas dabei sei?“

„Vielleicht nicht unumgänglich . . . wenn Durchlaucht geruhten, sich in meiner Begleitung zum Notar zu begeben, so würden wir ja von diesem Manne Auskunft darüber erhalten können. Fände er es nöthig, so würde ich mich zurückbegeben, Fräulein Rosas zu holen.“

„Es gäbe weniger Aufsehen, wenn ich allein ginge“, bemerkte der Fürst . . . „mit meinen Damen kann ich nicht so unbemerkt verschwinden!“

„So gehen wir, Durchlaucht!“

„Welche Eile Sie haben, mich fortzuschleppen zur Execution!“ flüsterte der Fürst mit einem Fluche. „Ich hatte mir auf dies Mildenstein so im Stillen eine kleine Rechnung gemacht. . . .“

„Eine kleine Rechnung?“

„Nun ja, weshalb sollt' ich nicht? Ich habe mir Mildenstein mit meinem eigenen baaren Gelde gekauft, ich betrachtete es als ein mir gehörendes privates Eigenthum. Und wenn das Verhältniß zwischen dem Herzog und Fräulein Rosas seinen ganz natürlichen Verlauf nimmt, dann hat diese es nicht nöthig, wahrhaftig nicht!“

„Das Verhältniß zwischen dem Herzog und Fräulein Rosas?“ fragte Victor, tief und beklommen Athem holend.

Sie waren bereits an der Schwelle des Saales angekommen und traten in das Stiegenhaus, wo ihre Unterhaltung freier geführt werden durfte.

„Davon werden Sie doch gehört haben“, antwortete hier der Fürst.

„Erst heute Abend, ganz zufällig, habe ich Andeutungen gehört, die ich als ganz entsetzliche Verläumdungen betrachten muß!“

Victor fühlte, während er dies sagte, alles Blut zum Herzen zurückströmen.

„Sie Peregrinus in Israel!“ rief der Fürst aus. „Verläumdungen? Nun ja, ich weiß nicht, was Sie gehört haben mögen. Fräulein Rosas

ist eine charakterfeste und durchaus respectable Dame. Sie lebt in meiner Familie, und wenn ich nicht glaubte, daß... bei meinem Namen und Wort... aber soll ich etwas dawider haben, daß der Herzog ihr den Hof macht, sich in sie verliebt zeigt und sie am Ende gar an der linken Hand sich antrauen läßt...."

„Der Herzog... der einer ebenbürtigen Genossin seines Thrones, der eines Erben für sein Land bedarf?"

„Nun, das ist am Ende seine Sache!" murmelte der Fürst und schritt die Stiegen der großen Treppe hinab, um sich unten in der Halle nach seiner Dienerschaft umzusehen und seinen Mantel geben zu lassen.

Victor folgte ihm, bleich und schweigend. Er hatte Mühe, seine furchtbare Bewegung so weit zu unterdrücken, daß sie dem Fürsten nicht auffällig wurde. In der That, es war zu viel, was auf ihn einstürmte an diesem Abend.

Zum guten Glück für den Fürsten! Wäre Victor in ruhigerer Stimmung und fähig gewesen, Beobachtungen zu machen, Betrachtungen anzustellen, so hätte ihn die Aeußerung seines Gebieters,

er habe andere Absichten mit Mildenstein gehabt, als etwas unglaublich Illoyales und Unfürstliches frappiren und desto mehr nur die große Gefügigkeit desselben überraschen müssen, seinem Wunsche nachzukommen und sich mit ihm von dem glänzenden Feste fort in das Städtchen zu begeben und dort trotz der späten Nachtstunde einen Notar aufzusuchen und sich mit diesem in ein Geschäft zu stürzen, ein Ding, das Leopold Rosenstein schon bei Tage herzlich widerwärtig zu finden pflegte.

Oben im Schlosse unterdeß hatte Merlin den Fürsten keinen Augenblick aus den Augen verloren. Als er ihn so plötzlich mit einem ihm durchaus fremden Manne verschwinden sah, näherte er sich sofort Prinzeß Marie, die sich, wie wir sahen, allein einen Platz hatte suchen müssen.

„Endlich einen Augenblick, wo ich Sie unbeobachtet sprechen kann, Marie!“ rief er flüsternd aus, sich neben ihr niederlassend.

„Ich hatte es kaum gehofft“, gab Marie im selben Tone zur Antwort. „Antonie wich vorhin nicht von meiner Seite, sobald einer der Tänze beendet war....“

„Wo ist sie?“

„Ich weiß es nicht — der Herzog sprach so eben mit ihr — seitdem hat sie mich nicht wieder aufgesucht und ich habe nicht Lust, sie zu suchen.“

„Und Ihr Vater? Mit wem sprach er?“

„Mit Herrn von Gellenberg, seinem Beamten, der sehr plötzlich wie aus dem Boden aufgeschossen vor uns stand — er mußte wohl mit einer wichtigen Dienstmeldung kommen.“

„Das scheint fast, denn Ihr Vater entfernte sich eilig und offenbar mit dem Wunsche, nicht gesehen zu werden, mit diesem Manne.“

„Weiß Gott, was sie haben!“ antwortete Marie — „was geht es uns an! Und was diese Antonie betrifft, die nach allem dem, was ich für sie gethan, sich so abscheulich undankbar und herzlos gegen mich beweist. . . .“

„Still, still, mein süßes Lieb', flüsterte Merlin — bezwinge Deinen Aerger gegen sie — wir haben sie doch sehr nöthig!“

„Und wozu am Ende? Wenn sie wider uns ist, wie sie es gezeigt hat. . . .“

„So ist sie doch unschätzbar für uns“, gab Merlin zur Antwort.

„Unschätzbar?“ versetzte Marie schmollend, „ich möchte wissen weshalb!“

„Glaub' mir, sie ist es“, entgegnete Merlin „und“, fügte er lächelnd hinzu, „wenn solch' ein Dämchen nicht existirte, es thäte Noth, daß wir etwas dergleichen erfänden. . . .“

„Das begreife ich doch in der That nicht!“

Merlin durfte Marie nicht den ganzen Sinn seiner Worte aufhellen. Er konnte ihr nicht erklären, daß es ja nur die Existenz Antoniens war, welche ihm seinen ehrgeizigen Plan eingegeben, und daß von der Existenz Antoniens das Gelingen dieses Planes abhing. Er beschränkte sich darauf, zu sagen:

„Wir müssen nur Geduld haben — das Schicksal wandelt seine Wege . . . es wird eine Stunde kommen, wo Fräulein Rosas unsere Verbindung mit anderen Augen ansieht und durch ihre Augen auch der Herzog, und endlich auch Fürst Rosenstein. . . .“

„Ach, wenn ich das hoffen dürfte!“

„Du darfst es, theure Marie. Wie lange wird Dein Vater es in der Stadt aushalten?“

„Er sehnt sich täglich heftiger nach Sellheim zurück. . . .“

„Und nach einem gewissen Bauernhof da in der Nähe“, setzte Merlin fein lächelnd hinzu.

„Ja, ja“, antwortete Marie leise erröthend, „leider . . .“

„Weshalb leider? Gönnen wir ihm alles Glück, wenn er sich entschließen sollte, noch einmal zu freien. Louise Thal ist ein Mädchen, das ich mir als Stiefschwiegermütterchen von Herzen gern gefallen lasse!“

„O das glaub' ich!“ rief schmollend Marie aus, indem sie Merlin einen Schlag mit dem Fächer gab. „Was ich aber nicht glaube, ist, daß sie sich meinen Papa als Gemahl gefallen läßt!“

„Wer weiß es? Dieser Papa ist jugendlich kräftig trotz der Jahre und kann noch immer seine Ansprüche machen.“

Marie schüttelte den Kopf.

„Louise Thal, glaub' ich, hat irgend einen Herzenskummer; sie ist gar nicht mehr das, was sie früher war. Wenn Sie sie früher gekannt

hätten . . . sie ist so still und indolent geworden, so theilnahmlos für Alles."

„Und welches verborgene Herzweh sollte sie haben?"

„Wer ihre Eroberung gemacht haben sollte, das kann ich mir durchaus nicht denken . . . aber ich glaube nicht, daß ich mich täusche. . . ."

„Wenn auch", warf Merlin ein; „gerade dann nimmt sie aus depit amoureux oder Desperation desto eher Deines Vaters Bewerbungen an. Aber sei dem wie ihm wolle — Dein Vater sehnt sich mit allen Kräften seiner Seele fort aus der Stadt in sein kleines Reich, an seinen Heerd, zu seinen Pferden, Jagden und — Louise Thals Nähe zurück . . . er wird es bald nicht mehr aushalten können . . . und dann ist der Augenblick gekommen, ihm zu sagen: Zieh in Frieden, Du kannst es, wenn Du Deine Einwilligung zu unserer Verbindung giebst, dann wird Antonie Rosas bei uns bleiben, und Du kannst sicher sein, daß nichts wider Dich geschieht. Dem Herzog aber kann man sagen: Der Fürst will heimziehen, Antonie Rosas wird nicht bleiben, wenn sie es nicht im fürstlichen Familienkreise kann — also gieb Deine

Einwilligung, daß Dein treuer Merlin einen andern kleinen Familienkreis bilde, in welchem Antonie Rosas bleiben kann und wird!“

Marie nickte mit dem Kopfe.

„Das ist Alles sehr schlau und gut überlegt“, flüsterte sie, „aber ich fürchte, der Vater trotzt lieber allem . . .“

„Hoffen wir!“ sagte Merlin — „Wir haben keine andern Aussichten! Ich kann nichts anderes thun . . . ich kann nicht, was ich am liebsten noch in dieser Nacht thäte, mit Dir auf und davon gehen, über jene leuchtenden Berge fort; mein Schicksal ist an diesen Ort, an meinen Herrn gebunden, den ich auch, wenn ich sonst könnte, nicht verließe. Man kann ihn nicht kennen, wie ich ihn kenne, ohne ihn zu lieben und von ganzem Herzen an ihm zu hängen — also was bleibt uns übrig als zu hoffen — und so hoffe mit mir, meine süße Marie, vertraue mir — ich kann Dir nicht Alles sagen, aber glaube mir, wenn der Augenblick gekommen ist, wo ich noch einmal mit Deinem Vater reden kann, wird er vernünftiger und zugänglicher sein.“

„Gott gebe es!“

„Unterdeß“, fuhr Merlin in seinem Geplauder fort, „laß mich Dich wenigstens für einen Augenblick auf die Terrasse entführen ... ich glaube, sie ist jetzt ganz menschenleer ... wir sind ganz unbeobachtet dort.“

Marie war es zufrieden, sie nahm Merlins Arm und beide wandelten durch die noch offen stehenden Fensterthüren auf die Terrasse.

Das Schauspiel draußen begann eben an seinem vollen Glanze zu verlieren. Die Batterie unten feuerte ihre letzten Schüsse ab; die Feuer auf einigen der Bergspitzen und Vorsprünge sanken in sich zusammen; die bengalischen Flammen zur Beleuchtung der Felsenwände und des Wasserfalls jenseits des Sees glühten nicht mehr auf. Statt dessen war ein anderes Element in das großartige Bild eingetreten, der Mond erhob sich am unbewölkten Südosthimmel und stieg ganz und voll über einem Berggrat empor ... in hoher stiller Majestät sein mildes Licht über die vorspringenden Rücken und Bühel des Gebirges gießend, auf einen Theil des Seespiegels und auf die Rundungen der Schloßthürme.

Merlin trat mit Marie auf die Terrasse, an

die Balustrade heran ... sie betrachteten eine Weile schweigend diesen wunderbaren Lichteffect — doch beide innerlich von Gedanken zu sehr erfüllt, um den ganzen Zauber desselben zu empfinden.

„Der Mond giebt uns eine Lehre, es ist wie eine hübsche Parabel, man könnte ein Gedicht daraus machen", sagte Merlin endlich.

„Und welche Lehre?" fragte Marie.

„Die Lehre der Geduld. Er sagt, indem er wie ein alter Schelm über dem Berggrat dort emporsteigt: Ihr hastigen, thöricht unruhigen Menschenkinder, konntet Ihr nicht warten mit all Euren Veranstaltungen, mit Euren Gasflämmchen und rothen Feuerbränden? Seht jetzt, wie unnütz Ihr Euch angestrengt habt — ich komme ja schon und mach' Euch eine viel schönere Illumination!"

Marie wollte antworten, als sie plötzlich einen hastigen Schritt auf den Steinplatten der jetzt verlassenen Terrasse hinter sich vernahm.

Sie schaute sich um, es war Victor von Gellenberg, der so rasch auf sie zugeschritten kam, zu ihrem nicht geringen Aerger im Tête-à-Tête mit Merlin überrascht zu werden.

„Sie, Herr von Gellenberg? was giebt es," rief sie ihm deshalb entgegen, „was Sie heute so geisterhaft hier auftauchen und umherfahren läßt?"

„Durchlaucht, ich suche Fräulein Rosas", antwortete Victor mit leiser Stimme, „ihre Gegenwart ist nöthig bei einer Verhandlung. . . ."

„Ihre Gegenwart bei einer Verhandlung?" fiel hier Merlin hastig ein — „aber bitte", wandte er sich an Prinzeß Marie, „haben Sie die Gnade, uns bekannt zu machen!"

Prinzeß Marie that es, und nach der Vorstellung fuhr Merlin fort:

„Darf man fragen, zu welcher Verhandlung unsere gemeinschaftliche Bekannte . . ."

„Es ist etwas, das nicht wohl Aufschub leidet", fiel Victor ablehnend ein — „aber ich würde Ihnen in hohem Grade verbunden sein, wenn Sie mir sagen könnten, wo ich Fräulein Rosas finde, sie ist nicht im Saal. . . ."

„O sicherlich!" versetzte Prinzeß Marie und wandte sich zum Saale zurück, um sich nach Antonie umzuschauen. Die beiden Männer folgten ihr.

Antonie Rosas war nicht im ersten und ebenso wenig im zweiten Saale.

Prinzeß Marie warf Merlin einen fragenden, vielfach zu deutenden Blick zu.

„Wo ist der Herzog?“ fragte Victor.

„Er steht dort in einer Gruppe von Herren, mit denen er redet.“

Victor eilte zu dem Seitencabinet, in welchem er seine Unterredung mit dem Herzoge gehabt hatte, uud warf einen Blick hinein.

Antonie war nicht dort; man durchschritt die Säle noch einmal, blickte noch einmal auf die Terrasse hinaus, Antonie war nicht zu finden.

Man fragte nach ihr. Man suchte. Umsonst. Sie war verschwunden!

„So ist nichts anderes möglich“, sagte Prinzeß Marie endlich, „als daß sie allein das Fest verlassen hat ... sie muß in das Städtchen, in unser Gasthaus zurückgekehrt sein. ...“

„Es kann nicht anders sein“, fiel Merlin ein.

„So will ich eilen, sie dort zu suchen“, sagte Victor ... „es ist ja wohl nur Ein Gasthaus da unten?“

„Zur Burg Schomburg heißt es", versetzte Prinzeß Marie.

„Es ist auch das meinige", entgegnete Victor, „hoffen wir, daß ich sie dort finde!"

Er ging eilig von dannen.

Als er kaum zehn Minuten später in der Burg Schomburg angekommen, wurde ihm der Bescheid, daß Niemand das Fränlein aus dem Gefolge des Fürsten Rosenstein gesehen habe. In den Zimmern, welche dem Fürsten eingeräumt waren, war sie nicht. Es war keine Spur von ihr zu entdecken.

Neuntes Kapitel.

Die Verfolger.

Es war am folgenden Vormittage. Der Festjubel war verrauscht, der Festglanz erstorben, die Schloßburg von ihren Gästen verlassen; sie hob ihre Zinnenkronen und Thurmgiebel in einen kalten Nebelmorgen, der den Horizont noch mehr beschränkte, als es an hellen Tagen die Berge thaten.

In einem niederen Schlafzimmer des Wirthshauses in dem Städtchen Schomburg saßen zwei junge Männer sich gegenüber; der eine sah sehr übernächtig und bleich aus; der andere schaute darein mit gerunzelter Stirn und leisem Mienenspiel wie ein Mann, der sich den Kopf über ein Räthsel zerbricht.

Der Staub und Schmutz an ihren Stiefeln bewies, daß sie beide lange draußen gewesen und umhergewandert sein mußten.

Es waren Victor und Dorn.

Victor war erst eben eingetreten, er hatte sich, erschöpft von allen Anstrengungen der Nacht und des Morgens, in einen alten ledernen Armstuhl geworfen.

„Und ist Ihnen bei all Ihrem vergeblichen Kundschaften, um Spuren von diesem Fräulein Rosas zu entdecken, nicht Eins aufgefallen“, sagte Dorn, nachdenklich mit den Fingern auf den braun angestrichenen Tisch vor ihm trommelnd.

„Was sollte mir aufgefallen sein anders, als die Räthselhaftigkeit der ganzen Sache . . . dieses Verschwinden, ohne auch nur die leiseste Spur zu hinterlassen, wie und auf welchem Wege sie sich entfernt haben kann . . . wohin sie sich gewendet haben mag. . . .“

Dorn nickte.

„Ja, ja“, sagte er — „das ist Eins. Aber es ist noch ein Zweites da, das mich stutzig macht.“

„Und das ist — reden Sie doch!“

„Sind Sie irgendwo auf Anzeichen gestoßen, daß man von Seiten des Herzogs Nachforschungen nach ihr anstellt?“

„Nein . . . nicht im Mindesten.“

„Und frappirt Sie das nicht?“

„Freilich, es wäre natürlich, daß der Herzog Alles in Bewegung setzte.“

„Und was kann ein Souverain nicht in Bewegung setzen!“ fiel Dorn ein. „Welch lange Arme hat ein Herzog! Er kann von seinem Arbeitscabinet aus die Telegraphendrähte spielen lassen, die übers ganze Land gespannt sind und durch die Telegraphendrähte Hunderte von Spürhunden loslassen — zu Roß und zu Fuß. Er kann jede Bergschlucht, jeden Waldwinkel, jeden Paß durchsuchen, besetzen lassen. . . .“

„Wissen Sie, ob er es nicht gethan hat?“

„Ich war auf dem Telegraphenamt hier in der Stadt; das Bureau war geschlossen, der Beamte schlief noch, wurde mir gesagt. Er schlief noch, wie das ganze Städtchen zu schlafen schien sammt dem Schloß da oben; seine Thore waren geschlossen, es eilten keine Boten, keine davon sprengenden Reiter aus demselben, um das verschwundene Fräulein zu suchen.“

„Der Herzog mag es für schicklicher halten, seinen Antheil an der Sache nicht zu verrathen."

„Ich glaube kaum, daß das der Grund ist", antwortete Dorn. „Wenn man über einen Vorfall in Angst und Schrecken versetzt ist, denkt man nicht so viel an die Schicklichkeit."

„Und was sollte der Grund sein?" fragte Victor.

„Daß Herzog August eben nicht sehr in Angst und Schrecken versetzt ist!"

„Das, meine ich, wäre unmöglich. . . . Fürst Rosenstein, der sogleich, als ich ihm die Nachricht, daß Fräulein Rosas nirgends zu finden sei, gebracht, wieder zur Burg hinaufeilte und dem Herzog die Mittheilung machte, hat mir gesagt, wie dieser außer sich gewesen. . . ."

„Gewesen . . . oder geschienen!"

„Was denken Sie denn, so sprechen Sie es doch aus!"

„Ich denke, der Herzog wird recht wohl wissen, wo sie ist! Ich denke, er hat sie entführen lassen . . . wie könnte es etwas romantischeres geben, als eine Entführung? Von einem solchen Zauberfeste fort konnte es so leicht geschehen . . . irgend ein

kleines Lustschloß, ein hübscher Jagdpavillon in einem entlegenen Revier stand ja sicherlich dazu zu Gebote — ein Wagen mit vier flüchtigen Rennern bespannt, war leicht an einem schattigen Orte unten am Fuße des Bergschlosses versteckt zu halten . . . man brauchte das Fräulein nur mit einem falschen Vorwande dahin zu locken . . . vielleicht ging sie auch selber gern . . . die Sache hat so viel Verlockendes; welch eine Poesie liegt darin! Es wäre Stoff zur schönsten Ballade.... Merlin könnte eine mittelalterliche Epopöe daraus machen!"

Victor hatte dem neuen Bekannten und treuen Beistand bei seinen Nachforschungen mit sehr düsterer Stirne zugehört . . . er sprang wieder auf und trat schweigend ans Fenster.

„Sie glauben nicht daran?" fragte Dorn.

„Es ist Alles möglich" — sagte Victor endlich mit zitternder Lippe und tief erschüttert.

„So viel ist gewiß", fuhr er nach einer Pause fort — „Fürst Leopold Rosenstein wußte nicht um das Verschwinden des Fräuleins. Sein Erschrecken, als ich ihm davon sagte, malte sich zu offenbar in seinen Zügen und . . ."

Victor sprach nicht weiter. Er rief sich Alles

zurück, was er seit gestern gehört, vernommen, beobachtet . . . er konnte nicht zweifeln an einem Verhältnisse Antoniens zum Herzoge . . . er mußte, auch wenn es ihm das Herz abstieß, daran glauben . . . an ein inniges Verhältniß; der Herzog wußte ja um ihn, um Victor Gellenberg; nur Antonie konnte dem Herzoge von ihm gesprochen haben; der Herzog mußte eifersüchtig auf ihn geworden sein, Antonie mußte, um diese Eifersucht zu beruhigen, ihm versichert haben, er, Victor, liebe sie nicht . . . so nur ließen sich die Worte des Herzogs am gestrigen Abende deuten. Und darauf hatte Victor seine Leidenschaft für Antonie dem Herzoge verrathen . . . in seiner Erregung darüber hatte dieser sich nun zu einem Gewaltschritt entschlossen, um das junge Mädchen Victor für immer zu entziehen . . . oder er hatte als Beweis ihrer Liebe von ihr verlangt, daß sie sich entführen, irgendwo auf einem seiner Schlösser bergen lasse . . . war das Alles nicht möglich, nicht wahrscheinlich . . . was war da, was besser dies räthselvolle Verschwinden erklärte? War es eher anzunehmen, daß Antonie plan- und ziellos in die Nacht hineingegangen und daß sie einsam und

allein, schutzlos und verlassen in die Weite gewandert?

Freilich auch das war möglich! Was ist es am Ende nicht? Aber dann war es unsäglich schwer, sie zu verfolgen, sie einzuholen, ihren Weg zu entdecken. Nach jeder Himmelsgegend hinaus konnte sie gewandert sein.

Victor stand lange schweigend da.

Endlich, während Dorn leise für sich hin eine Melodie pfiff, wandte er sich und sagte:

„Sie sagten mir, daß Sie in die Irre zögen?“

„Wie ein fahrender Ritter“, antwortete Dorn — „bereit, bedrängten Schönen beizustehen — auf eigene und fremde Rechnung. Was kann ich thun?“

„Wenn Fräulein Rosas allein sich entfernt hat, aus eigenem Antriebe, so ist am Ende das Wahrscheinlichste, daß sie den Gedanken gefaßt, nach Rom, in ihre erste Heimath, zurückzukehren....“

„Soll ich ihr folgen dahin? Soll ich nach Rom tannhäusern gehn:

Der Ritter Tannhäuser, er wandelt so rasch;
Die Füße, die werden ihm wunde;
Er kam zurück ohne gute Mähr
Wohl um die Mitternachtstunde!“ —

„Ich verlange nicht so viel von Ihnen“, versetzte Victor. „Nur daß Sie, da es Ihnen ohnehin gleichgültig ist, welchen Weg Sie einschlagen, den nehmen, der südwärts durch die Berge führt, und Nachforschungen anstellen, ob ihn Fräulein Rosas genommen haben kann.“

„Und Sie?“

„Ich“ — sagte Victor stockend . . . „ich werde Ihre Andeutung beherzigen.“

„Das heißt?“

„Ich werde hier bleiben, um den Herzog im Auge zu behalten.“

Dorn nickte.

„Es ist das Beste, was Sie thun können“, sagte er leise lächelnd — „wenn Sie anders nicht etwas noch Besseres thun wollen!“

„Und was wäre das?“

„Nach Ihrem Sellheim heimkehren, ohne sich weiter um Dinge zu kümmern, die . . .“

Victor machte eine abweisende Bewegung mit der Hand. Er sagte:

„Ich habe Ihnen erzählt, daß frühere Vorgänge mich in ein Verhältniß zu Fräulein Rosas gebracht haben, worin es mir unmöglich ist, sie ruhig ihrem Schicksale zu überlassen. Mögen Sie das deuten, wie Sie wollen, ich kann Ihnen nicht mehr darüber mittheilen . . . also, wollen Sie Ihre Irrfahrt so einrichten, wie ich Sie bat, es zu thun? Wollen Sie mir dadurch möglich machen, hier den weiteren Verlauf der Dinge zu beobachten, dem Herzoge auf den Wegen zu folgen, welche er einschlagen wird. . . . dann verpflichten Sie mich in einem hohen Grade und . . .“

„Gewiß will ich es — was für eine Sorte von irrendem Ritter wäre ich, wenn mich solch eine Fahrt zur Beschützung einer bedrohten Unschuld, was für eine Sorte von Poeten, wenn mich das Interesse an einem so abenteuerlichen Ereigniß nicht lockte!“

„Und wollen Sie mir sofort es melden — hierher, wenn Sie irgend eine Spur gefunden haben?“

„Sofort!“

„Wohl denn . . . so beschränke ich mich darauf, hier unsere Nachforschungen fortzusetzen und —

die Thore der Burg dort oben im Auge zu halten. Sobald sie sich öffnet, sobald der Herzog sie verläßt, werde ich mich an seine Fersen heften und ihm folgen auf Schritt und Tritt."

„Gesetzt, diese Verfolgung brächte sie an Ihr Ziel, an den Aufenthaltsort der Verschwundenen — was hätten Sie erreicht?"

„Vielleicht nichts. Ja, wahrscheinlich nichts. Und dennoch werde ich dies Ziel nicht aus den Augen lassen. Ich will wissen, ob Antonie Rosas sich freiwillig entführen ließ, oder ob sie gewaltsam entführt worden . . . und im letzteren Falle soll sie wissen, daß ich zu ihrer Vertheidigung, zu ihrem Schutz in ihrer Nähe bin."

„Edel sei der Mensch, großmüthig und gut, sagt Goethe", rief ein wenig spöttisch Dorn aus.

Während Victor und Dorn so sich in einem der Gasthofzimmer besprachen, wurde in dem glänzendsten und nur für vornehme Gäste bestimmten Fremdenzimmer desselben Wirthshauses ein Gespräch ganz andern Inhalts geführt, das doch eben so ausschließlich sich über denselben Gegenstand erging.

Dies Zimmer mit zwei daran stoßenden

Cabinetten war vom Fürsten Rosenstein eingenommen; er war die Nacht nach der Beendigung des Festes in Schomburg zurückgeblieben, gehalten durch die seltsame und gar nicht zu erklärende Thatsache des plötzlichen Verschwindens seiner Nichte.

In den Vormittagstunden war Fürst Leopold zur Schloßburg hinaufgegangen, um eine Audienz beim Herzoge zu erbitten; mit sehr umwölkter Stirn war er gegangen — in seinen Aeußerungen gegen seine Tochter so lakonisch, wie er es je gewesen.

Nachdem er kaum fort gewesen, war Marie durch den Besuch Merlins überrascht worden.

Auch Merlins Stirn war äußerst umwölkt... er sah verdrossen und niedergeschlagen aus.

„Ich sah Deinen Vater zum Schlosse hinaufgehen", sagte er, „und deshalb ging ich auf einem andern Wege, um ihm nicht zu begegnen, zur Stadt hinunter ... ich mußte Dich durchaus sprechen, theures, geliebtes Herz ... Du sollst mir sagen, was dies Alles zu bedeuten hat, und wo Antonie ist?"

„Ich Dir sagen, wo Antonie ist? Und wie kommst Du auf den Gedanken, daß ich es weiß?“

„Du weißt es nicht . . . aber Dein Vater weiß es!“

„Mein Vater, der so bekümmert und besorgt ist über dies räthselhafte Verschwinden. . . .“

„Ist er das in der That?“

„Er ist es, und er ist eben zum Herzoge gegangen, um mit ihm darüber zu reden, denn . . . um Dir ganz zu sagen, was ich denke. . . .“

„Sag' es, Marie!“

„Ich bin überzeugt, der Vater hat einen Verdacht, daß der Herzog der ganzen Sache nicht fremd ist. . . .“

„Der Herzog? Er ist in Verzweiflung!“

Marie verzog den Mund.

„Was beweist das?“ sagte sie.

„Mir genug. Mir bewies sein ganzes Wesen, daß er unschuldig an der Sache ist. Er ist in Verzweiflung, aber er fügt sich in seinen Schmerz. Er will kein Aufsehen, er sagt, wenn Fräulein Rosas gegangen, so müsse man zunächst daran denken, den Eclat vor der Welt zu verhindern. Er verlangt nur von mir, daß ich im Stillen

Alles aufbiete, um sie ausfindig zu machen. Er hat mir alle möglichen Vollmachten dazu gegeben."

„Und Du glaubst ihm?"

„Gewiß. Ich bin überzeugt, daß Dein Vater auch sehr wohl weiß, Herzog August ist der Schuldige nicht, wenn Antonie gewaltsam entführt ist."

„Du wirst nicht behaupten wollen, mein Vater sei im Stande ..."

„Ich will nichts behaupten. Das einzige, was ich will, ist Deine Erlaubniß, Dir zu folgen, wenn Dein Vater nun, wie zu erwarten steht, sehr bald nach Sellheim zurückkehrt."

„Du wolltest mir dahin folgen?"

„Ich kann den Gedanken an eine längere Trennung von Dir nicht ertragen."

„Aber um Gotteswillen, mein Vater würde mich unglücklich machen, wenn er Dir in den Straßen von Sellheim begegnete!"

„Kann ich nicht eine Zeit lang mich da aufhalten, ohne daß Dein Vater es erfährt? Wenn ich im Gasthof einkehrte, würde es schwer zu vermeiden sein; besser würde es sein, ich suchte eine Aufnahme im Kreise einer Familie, auf deren

Verschwiegenheit ich rechnen könnte; wir hätten dann nur zu bereden, wie wir uns Mittheilungen machen könnten und geben uns Rendezvous irgendwo in der Dunkelheit der Nacht, in . . .“

„Aber was mutheſt Du mir zu . . . mein Gott, wie darf ich das?“

„Marie!“ ſagte Merlin halb flehend, halb wie erzürnt, „liebſt Du mich ſo wenig, daß ſolch ein kindiſches Bedenken einer Penſionärin Dich abhalten würde, etwas zu thun, was ich von Dir erflehe, verlange, ohne das ich ſtürbe, denn ſiehe, ohne Dich zu ſehen, täglich zu ſehen, kann ich nicht mehr leben!“

„Aber wozu ſoll es führen?“ antwortete Marie mit einem Seufzer und ſchon halb erweicht.

„Frag' nicht, wozu es führt, wenn ich Dir ſchwöre, daß mein Leben davon abhängt. Fern von Dir würde ich mich verzehren vor Sehnſucht, mich tödten aus Verzweiflung! O ſprich — ſag', daß Du einwilligſt!“

„Die Familie Tronchin“, ſagte Marie nach einer Pauſe mit ſinnendem Ausdruck und ohne direct auf Merlins Beſchwörung zu antworten —

„die Familie Tronchin würde Dich vielleicht aufnehmen. . . .“

„Wer ist die Familie Tronchin?“

Marie gab Bericht. Und als Merlin weiter in sie drang, versprach sie auch, ihm einen Empfehlungsbrief an Frau Tronchin zu geben.

„Ich danke Dir aus vollstem Herzen!“ rief Merlin aus. „Schreibe mir den Brief, gieb mir aber darin einen andern Namen, z. B. Spangenheim. Mach einen Naturforscher, einen Ingenieur oder was Du willst, aus mir. Und dann, kann ich diesen Herrn von Gellenberg sprechen?“

„So viel ich weiß, ist er noch hier im Gasthause. Ich kann ihn rufen lassen.“

„Bitte, thue es!“

Marie klingelte und trug dem eintretenden Kellner auf, Herrn von Gellenberg zu bitten, herüber zu kommen.

„Würdest Du die Güte haben, mich mit ihm allein zu lassen?“ fragte Merlin dann.

„Wenn Du es wünschest, gewiß!“ Prinzeß Marie begab sich in eines der anstoßenden Schlafgemächer. Bald darauf trat Victor ein.

Merlin empfing ihn, indem er ihm die Hand entgegenstreckte.

„Nach einer sehr flüchtigen Begegnung gestern", sagte er, „führt uns das Schicksal als Verbündete wieder zusammen — verbündet durch ein gemeinsames Interesse."

„Und das wäre?" fragte Victor kühl.

„Das an dem Schicksale des verschwundenen Fräuleins. Ich bin nicht allein vom Herzoge beauftragt, Alles zu ihrer Entdeckung aufzubieten — auch meine eigene Theilnahme drängt mich dazu. Und dabei bin ich vom Herzoge angewiesen, Ihre Hülfe in Anspruch zu nehmen, Ihren Rath, Ihre Ansicht zu hören. . . ."

„Ich wollte die Gnade vom Herzoge erbitten, ihm meine Ansicht persönlich unter vier Augen mittheilen zu dürfen", entgegnete Victor in demselben kalten und fast drohenden Tone.

„Und werden Sie sie mir vorenthalten?"

„Ich habe Gründe dazu."

„Wohl denn, so hören Sie wenigstens meine Ansicht und sagen Sie mir dann, was Sie davon denken. Kann ich darauf rechnen?"

„Sie können es."

„Nehmen wir Platz, Herr von Gellenberg.“

Sie setzten sich — Merlin rückte seinen Stuhl dicht an den Victors und sagte mit gedämpftem Tone:

„Meine Ansicht ist, daß Fürst Rosenstein dieser Entführung oder Entfernung des Fräuleins nicht fremd sei.“

„Es ist die meine nicht“, antwortete Victor lakonisch.

„Vielleicht wird es die Ihrige, wenn Sie meine Gründe gehört haben!“

„Ich bitte darum.“

„Ich darf annehmen, daß Ihnen das verwandtschaftliche Verhältniß des Fräulein Rosas zum Fürsten bekannt ist?“

„Es ist mir bekannt.“

„Nun wohl, so wissen Sie auch, was schon von vornherein dem Fürsten die Entfernung der Dame sehr erwünscht machen muß. Ich kann Ihnen nun im engsten Vertrauen noch Folgendes mittheilen: Der Herzog weiß ebenfalls um jenes Verhältniß ... ja, er hat es benutzt, um Fräulein Rosas damit zu bedrohen.“

„Zu bedrohen ... wie ist das zu verstehen?“

„Fräulein Rosas hat ihre Arbeit in der herzoglichen Residenz aufgeben — sie hat auch an dem gestrigen Feste nicht Theil nehmen wollen. . . . Der Herzog, dessen Leidenschaft für sie mit jedem Tage gewachsen ist, hat sich hinreißen lassen, ihr zu drohen, er werde sie wider ihren Willen zur Fürstin von Rosenstein machen, wenn sie auf ihrem Entschlusse beharre!“

„Fräulein Rosas hat ihre Arbeit aufgeben, am Feste nicht Theil nehmen wollen?“ rief Victor aufgeregt aus.

„So ist es!“

„Sie liebt also den Herzog nicht?“

Merlin zuckte die Achseln.

„Was soll ich darauf antworten? Lieben? Was ist lieben? Ein Mädchen geräth durch die Huldigungen eines Mannes, der ihre Eitelkeit ins Kochen bringt, in einen gewissen Zustand von traumhafter Hingebungsseligkeit und nennt das Liebe; dieser Zustand scheint bei Fräulein Rosas allerdings nicht eingetreten.“

Victor athmete tief, tief auf; sein ganzes Gesicht war geröthet, sein Herz schlug so stark,

daß er nicht antwortete, um die innere Bewegung nicht zu verrathen.

„Was ist nun natürlicher“, fuhr Merlin fort, „als daß Fräulein Rosas dem Fürsten die Drohungen des Herzogs gestanden hat, und daß der Fürst erschrocken zu dem Entschlusse gekommen ist, dem ganzen Verhältniß zwischen dem Herzoge und der Dame gründlich dadurch ein Ende zu machen, daß er die Letztere mit oder wider ihren Willen — wahrscheinlich mit ihrem Willen — entfernt, fortgesandt, beseitigt hat?“

„Würde er alsdann diese auffallende, so großes Aufsehen erregende Weise, sie zu entfernen, gewählt haben?“ warf Victor ungläubig ein.

„Er konnte zwei Gründe dazu haben, es gerade in solch brüsker Weise zu bewerkstelligen; der erste ist, daß die Welt jetzt an eine Flucht Antoniens vor den Bewerbungen des Herzogs glauben wird; die nahen Beziehungen Antoniens zum Fürsten kennt ja die Welt nicht, ahnt nichts davon!“

„Und der zweite Grund?“

„Ist der, daß eine plötzliche Beseitigung der jungen Dame gerade in diesem Augenblicke dem Fürsten nothwendig scheinen mußte, wenn er der

rechtsgültigen Abtretung eines Gutes — ich glaube, Mildenstein heißt es — enthoben sein wollte."

Victor sah einen Augenblick betroffen Merlin an.

„Ich sehe, Sie sind über alle Verhältnisse sehr genau unterrichtet", sagte er dann.

„Das bin ich — durch den Herzog, der heute alle Seiten der Angelegenheit mit mir besprochen hat."

„Und doch irren Sie", fuhr Victor fort. „Der Fürst hat mir allerdings gestanden, daß er eigentlich den Plan gehabt, Mildenstein für sich zu behalten — aber er ist mit der größten Bereitwilligkeit darauf eingegangen, jene rechtskräftige Uebertragung vorzunehmen. Auch sprach er in einer Weise von dem Verhältnisse des Herzogs und Antoniens, die durchaus nicht darauf deutete, daß er es beendet zu sehen wünsche."

„Ich denke, sein Geständniß, daß er Mildenstein für sich zu behalten wünsche, ist inhaltschwer genug ... was er sonst gesprochen, darf uns nicht beirren ... meine Ueberzeugung steht fest."

Daß diese Ueberzeugung noch ein weiteres Motiv hatte, verschwieg Merlin. Er konnte

Victor nicht anvertrauen, daß eben Fräulein Antonie Rosas der Hebel war, womit er, Merlin, seine Intrigue mit Prinzeß Marie zu Ende zu führen gedachte; daß auch dies Verhältniß dem Fürsten die Entfernung Antoniens zu dem wünschenswerthesten Ereigniß machen mußte, das nur irgend für ihn eintreten konnte!

Merlin begnügte sich, zu sagen: „Ich bin überzeugt, daß Fürst Rosenstein der ist, der das arme Mädchen hat entführen lassen, um sie zu beseitigen. Aber ebenso entschlossen bin ich auch, sie wieder aufzufinden. Ich werde nicht allein im Auftrage des Herzogs nach ihren Spuren forschen. Ich werde nicht rasten und nicht ruhen, bis ich sie gefunden aus einem ganz persönlichen Grunde, dessen Erörterung von weiter keinem Einflusse auf die Sache sein könnte. Und mit Ihnen wünschte ich diese Unterredung, in der Voraussetzung, daß ich Ihre Unterstützung dabei finden würde."

„Diese kann ich Ihnen leider nicht anbieten", versetzte Victor sich erhebend und sehr kühl.

„Und weshalb nicht?"

„Erstens, weil ich Ihre Ueberzeugung, Ihren Verdacht wider den Fürsten nicht theile. Zweitens,

weil ich nicht einmal wünsche, daß Sie die Spuren des Fräuleins finden, um dem Herzog die Möglichkeit zu geben ..."

„In dieser Beziehung", fiel Merlin hastig ein, „fürchten Sie nichts. Der Herzog, der aufs tiefste zerknirscht, vernichtet ist, hat die edelsten Entschlüsse ausgesprochen, der unbedingtesten Freiheit der jungen Dame nicht die geringsten Hindernisse in den Weg zu legen, wenn er sie je wieder sehen sollte."

Victor schien durch diese Versicherung nicht sehr gerührt.

„So würde für mich doch immer ein dritter Grund bleiben", fuhr er kalt fort, „um meine Mitwirkung bei Ihren Nachforschungen abzulehnen. Dieselben würden gegen den Fürsten Rosenstein gerichtet sein und ich — bin dessen Beamter!"

„Ich muß diese Loyalität ehren", entgegnete Merlin. „Und doch wäre mir Ihre Mitwirkung von sehr großer Wichtigkeit; Sie sind in alle Verhältnisse genau eingeweiht, kennen alle Leute und Beamten des Fürsten, alle seine Besitzungen — Sie hätten hundert Mittel, die ich nicht habe, diesem Geheimniß auf die Spur zu kommen."

„Vielleicht . . .“, antwortete Victor in derselben zurückhaltenden Weise.

„Wenn Sie den Dienst des Fürsten mit einer bessern Stellung im Dienst des Herzogs vertauschen wollen, so . . .“

„Ich danke Ihnen, ich würde ehrlos sein, wenn ich den Fürsten in diesem Augenblick verließe; er bedarf meiner bei der Wendung, die seine Angelegenheiten genommen haben. Das Einzige, was ich für Sie thun kann, ist, daß ich ihm diese Unterredung verschweige.“

„O, darum müßte ich sehr bitten“, fuhr Merlin auf. „Ich habe mit offenem Vertrauen zu Ihnen gesprochen. . . .“

„Ich weiß es und Sie können ruhig sein.“

„Dann hätten wir uns nichts mehr zu sagen, Herr von Gellenberg — ich sehe mit Bedauern, daß die Hoffnung, mit welcher ich diese Unterredung wünschte, mich getäuscht hat.“

Victor verbeugte sich und ging.

„Vertrakter, eigensinniger Mensch!“ murmelte Merlin ihm nach — „aber ich hätte mir gleich sagen sollen, daß ich mir auf ihn keine Rechnung machen dürfe. Vielleicht hat er die Hand im

Spiele bei dieser Entführung und ist das Werkzeug des Fürsten dabei gewesen. Da er, wie Herzog August versichert, das Mädchen liebt, mag er am letzten wünschen, daß sie wiedergefunden wird! — Er sprach es geradezu aus! Ich aber", setzte Merlin, zornig den Fuß auf den Boden stampfend, hinzu, „ich will, daß sie wiedergefunden werde . . . und wenn ich sie wiedergefunden, dann wehe diesem durchlauchtigen Herrn, wenn es ihm einfallen sollte, mir noch einmal Mariens Hand zu versagen!"

Victor war unterdeß auf sein Zimmer zu Dorn zurückgekehrt.

„Sie sehen sehr erregt — wie freudig erregt aus!" sagte dieser. „Bedeutet dies, daß Sie eine Nachricht, eine Spur erhielten?"

„Ich erhielt keine Nachricht — aber eine Art von Sendung vom Herzog. Es war sein Freund Merlin, der offenbar den Auftrag hatte, mich unschädlich zu machen, indem er mir einredete, der Fürst Rosenstein sei der Entführer Antoniens."

„Es scheint also, man hat da oben eingesehen,

daß man Grund hat, Sie zu fürchten, gerade Sie!“ fiel Dorn ein.

„So scheint es . . . man traut mir eben wohl zu, daß ich Alles aufbieten werde, die Verschwundene wiederzufinden!“

„Und das hat Sie so freudig bewegt?“ fragte Dorn.

„Nicht gerade das“, antwortete Victor, sich zum Fenster der niedern Fremdenstube wendend.

Er konnte ja Dorn nicht gestehen, mit welchem tiefen Gefühl von Glück und wie einer inneren Befreiung ihn etwas in den Mittheilungen Merlins erfüllt hatte, etwas, das ihm wie ein neues Leben, eine neue Kraft gab.

Sein Entschluß aber, sie wiederzufinden, stand jetzt zehnmal unerschütterlicher fest! — Doch entsagte er dem Vorhaben, dem Herzoge Aug' in Auge gegenüber zu treten. Er mißtraute jetzt seiner Selbstbeherrschung bei solch einer Unterredung.

Eine Viertelstunde später kehrte Fürst Rosenstein von der Audienz zurück, welche er bei dem Herzoge gehabt. Merlin gewann nur eben noch die Zeit, sich zu entfernen, ohne von ihm in

seinem Tête-à-Tête mit Prinzeß Marie überrascht zu werden. Aber dies Tête-à-Tête hatte genügt, alles für ihre ferneren Beziehungen zu verabreden, und Merlin ging, mit einem Billet Mariens an Frau Tronchin in der Tasche.

Zehntes Kapitel.

Herr Spangenheim.

Einige Tage nachher hatte die Gesellschaft des Städtchens Sellheim, die sich stets so vielfach mit dem Thun und Lassen der Familie Tronchin zu beschäftigen Veranlassung fand, die Neuigkeit zu verarbeiten, daß die besagte Familie einen Fremden beherberge, der sich bei ihnen eingemiethet habe — einen entfernten Vetter der Frau Tronchin, der beabsichtige, in ländlicher Ruhe und Zurückgezogenheit seine angegriffene Gesundheit wieder herzustellen, nachdem er mehrere Jahre lang als Ingenieur bei den Arbeiten am Suezcanal angestellt gewesen. Der fremde Herr war, wie die wenigen, die ihn gesehen, versicherten, groß und schlank gewachsen, hatte ein blasses, aber ausdrucksvolles und vornehmes Gesicht und die Manieren und das Aeußere eines Mannes von Welt;

und obwohl sein Wesen nicht gerade auf körperliches Leiden schließen ließ, so schien er nach seiner eigenen Ansicht wenigstens der Zurückgezogenheit und Stille allerdings zu bedürfen — man sah ihn nämlich das Tronchinsche Haus äußerst selten verlassen. Nur Abends erschien er in dem kleinen Casino der Stadt, wo Herr Tronchin ihn eingeführt hatte; er las da Zeitungen, trank ein mäßiges Quantum des besten und theuersten Weines, den der Casinowirth besaß, und blickte auch wohl stumm, eine sehr feine Cigarre rauchend, zu den am andern Ende des Tisches sitzenden Stammgästen hinüber, meistens Beamten des Fürsten zu Sellheim; darunter der Stallmeister Abel, der Secretair Weßlich, der Oberförster Caspary, wenn er aus seinen Wäldern nach Sellheim herüberkam, der Pfarrer des Städtchens, der Arzt und der Postexpedient nebst einigen Männern der titellosen zweiten Rangclasse.

Der Fremde, den Herr Tronchin einfach als Herr Spangenheim eingeführt hatte, legte durch sein Benehmen einen gewissen Hochmuth an den Tag, der ihn dieser Gesellschaft nicht empfahl. Daher kam es, daß man, wenn er sich am Tische

niedergelassen hatte, die Stimmen zu dämpfen pflegte und die Unterhaltung mit einer nicht zu verkennenden Ausschließlichkeit fortführte.

Der Gegenstand dieser Unterhaltung war meist derselbe. Sellheim hatte eben einen reichen Stoff für seine Unterhaltung. Es war die bevorstehende Sequestration der Güter des Fürsten. Die Fragen, wer die General-Administration erhalten werde, welche Ersparungen im Dienst diese Administration werde Platz greifen lassen, welche Beträge als Jahresrente für den Unterhalt des Fürsten und seiner Familie würden ausgeworfen werden; ob der Fürst seine Residenz in Sellheim beibehalten werde oder nicht, sie alle waren für den kleinen Ort so wesentlich, daß ihre Erörterung nicht abriß.

Es schien, daß Herr Spangenheim endlich auch ein gewisses Interesse für diese Fragen bekam; er begann den Gesprächen zuzuhören; er rückte seinen Stuhl näher an den Platz der Andern und endlich erlaubte er sich hie und da eine Bemerkung zu machen, die Anfangs mit entschiedener Kälte aufgenommen wurde. Aber wie ein hochmüthig abgeschlossen scheinender Mann von uns über die Achsel angesehen wird, bis er sich zu

uns herabläßt und, dadurch unserer Eitelkeit schmeichelnd, nun unserer doppelten Zuvorkommenheit sicher sein kann, so auch hier; ein paar Abende später war Herr Spangenheim Gegenstand großer Aufmerksamkeit der Herren Stammgäste und man wetteiferte, an ihn von Zeit zu Zeit das Wort zu richten, um ihm Erklärungen zu geben, wenn der locale Charakter der Gesprächsgegenstände diese für einen Fremden nöthig machten.

„Es ist gewiß", sagte er eines Abends, „daß alle die Verhältnisse und Vorkommnisse, von denen ich die Herren reden höre, doch eine große Schuld auf diesen leichtsinnigen Burschen von Fürsten wälzen — ich denke, ich darf meine Ansicht von der Sache hier ganz offen aussprechen."

Herr Spangenheim blickte der Reihe nach in die Gesichter der Anwesenden, die Gründe haben mochten, sich nicht so offen auszusprechen. Er sah eine desto größere Befriedigung aus diesen Gesichtern blicken, daß sich Einer fand, der ihren Gefühlen den kräftigen Ausdruck verlieh, und ihnen zugleich noch das Vergnügen machte, sich durch unvorsichtige Redensarten zu compromittiren. Ein indiscreter Mann macht seinen Zuhörern ja

fast immer dies doppelte Vergnügen, auszusprechen, was sie selbst denken, und ihnen die Aussicht auf eine kleine Schadenfreude zu gewähren, wenn er durch seine Unbesonnenheit demnächst in allerlei Unannehmlichkeiten gerathen wird.

„Ein einzelnstehender Mensch“, fuhr Herr Spangenheim fort, „kann sein Vermögen verschwenden, wenn er Lust hat; ein Familienvater darf es nicht, ohne daß er strafbar wird; und nun gar ein Fürst, der damit eine Menge von Zuständen und Einrichtungen umwirft, von denen Angestellte, Diener, ganze Erwerbzweige, hundert Familien abhängen! — Ein Fürst, der sich ruinirt, ist ein Mensch, der eigentlich eine ganz andere Strafe verdiente, als daß man ihm eine Administration setzt.“

„Die Durchlaucht hat ein wenig toll gewirthschaftet, so viel ist sicher!“ antwortete der Postexpedient.

„Und die Administration, welche wir erhalten werden, wird Mühe haben, die Sache in Ordnung zu bringen, so viel ist auch sicher!“ fiel der Arzt ein.

„Deshalb“, meinte Herr Spangenheim, „scheint

mir im Interesse aller derer, die mit den fürstlichen Verhältnissen irgend eine Berührung haben, zu liegen, die künftige Administration in jeder Beziehung zu unterstützen. Je eher es dieser gelingt, aus den Einkünften des Fürstenthums die Gläubiger zu entschädigen und die Schulden zu decken, desto eher tritt der Zeitpunkt ein, wo die alten Verhältnisse wieder Platz greifen, wo der Fürst oder sein Nachfolger wieder fürstlich leben und hier in Sellheim die Einkünfte verzehren können, die jetzt alle bei Heller und Pfennig den Juden in der Hauptstadt zufließen sollen!"

„Ja, ja", nickte der Arzt, „das ist sehr richtig bemerkt — zweifle aber, ob Viele darnach handeln werden. — Die meisten, die den Fürsten ausgebeutet und beschwindelt haben, werden denken, solch eine Administration müsse doppelt ausgebeutet und beschwindelt werden!"

„Das sollten sie nicht!" sagte Spangenheim. „Wenn ich mit den Sachen irgend zu schaffen hätte, ich würde Alles aufbieten, um die Administration kräftigst zu unterstützen — namentlich wenn ich Beamter des Fürsten wäre, so würde ich der Durchlaucht scharf auf die Finger sehen,

damit sie bis zu dem Augenblicke, wo die Sequestration wirklich ausgesprochen ist, keine Verzettelungen und Verkürzungen der activen Bestände vornähme. . . ."

Die Beamten des Fürsten sahen den fremden Herrn jetzt ein wenig mißtrauisch an, während der Pfarrer meinte, „bei dem loyalen Charakter des Herrn Fürsten sei das doch wohl nicht anzunehmen."

„Nun, nun", meinte der Arzt, „wenn man, wie der Herr Fürst, noch um diese Jahreszeit einen großen Holzschlag vornehmen läßt. . . ."

„Wer hat Ihnen das gesagt, Doctor?" fiel hier Caspary ein . . . „mir ist davon nichts berichtet, und würde ich mich auch schön hüten, dafür die Verantwortung zu übernehmen!"

„Es ist mir gesagt worden!" beharrte der Arzt.

„Von Jemand, der unsern Forstdienst besser kennt, als ich?" erwiederte Caspary scharf.

Der Arzt antwortete nicht.

Kurze Zeit nachher erhob sich der Oberförster, um seinen Heimweg anzutreten.

Auch Herr Spangenheim brach auf und verließ mit dem Oberförster das Wirthshaus.

„Sie schienen zu billigen, was ich vorhin bemerkte“, sagte er, als sie draußen waren, zu dem Forstmann.

„Gewiß, gewiß“, antwortete dieser mit einiger diplomatischen Zurückhaltung.

„Und Sie würden sicherlich Ihre Hand dazu bieten, den Fürsten von weiteren unter seinen jetzigen Umständen — verhängnißvollen Ausgaben abzuhalten?“

„Ich würde das für meine Pflicht halten.“

„So“, fuhr Spangenheim fort, „kann ich mich Ihnen anvertrauen.“

„Anvertrauen?“ fragte Caspary verwundert.

„So sagte ich — ich habe eine Mission hier, bei der Sie mich durch Ihren Beistand ganz ausgezeichnet verpflichten könnten.“

„Ich? Sie?“ fragte Caspary, überrascht und unschlüssig, ob er das Vertrauen dieses Mannes annehmen oder ablehnen solle ... doch zu neugierig, um das zu thun, was jedenfalls das Diplomatischere gewesen wäre.

„Ich bin Ihrer Discretion sicher?“ fuhr der Fremde fort.

„Das können Sie sein. Was wollen Sie mir vertrauen?“

„Ich heiße nicht Spangenheim und bin nicht ein aus der Fremde kommender Ingenieur, für den ich mich ausgebe. Ich heiße Hofacker und bin Advokat. Ich bin von dem Consortium der Gläubiger des Fürsten hierher gesendet, um Schritten desselben zuvorzukommen, welche er etwa zum Nachtheil seiner Gläubiger vornehmen könnte, bis das Appellationsgericht die wirkliche Beschlagnahme der Güter hat ausführen lassen. . . .“

„Ah“ . . . rief verwundert der Oberförster aus . . . „die Herren Gläubiger sind ja sehr umsichtig und besorgt!“

„Sie haben Gründe, es zu sein.“

„Möglich. Aber was mich das angeht . . .“

„Die eintretende Administration wird Ihre demnächstige Dienstherrschaft sein, Herr Oberförster, und so werden Sie gewiß in Ihrem Interesse finden, dieselbe zu verpflichten?“

„Nun, je nachdem“, entgegnete der Oberförster ein wenig kühl.

„Ich bin davon überzeugt“, fuhr der Fremde fort, „namentlich werden Sie mir eine Auskunft nicht abschlagen.“

„Und welche wäre das?“

„Wir wissen“, sagte Herr Spangenheim-Hofacker, „wir wissen, daß der Fürst große Summen für eine junge Dame ausgiebt, welche er irgendwo verborgen hält — auf einem seiner Güter, in irgend einem Versteck, einem Landhaus, Jagdpavillon, Försterhause, Gott weiß wo!“

„Das wäre!“ rief Caspary überrascht.

„Wir möchten dem Aufenthalte dieser Person möglichst rasch auf die Spur kommen,“ fuhr der Andere fort — „sie muß durchaus auf irgend eine glimpfliche Weise entfernt werden, damit sie den Fürsten nicht mehr plündern kann....“

Caspary schwieg einen Augenblick; dann sagte er kopfschüttelnd:

„Mir ist aber von einem solchen Verhältnisse nicht das Mindeste bekannt.“

„Sie kennen aber doch auch den Charakter des Fürsten und seine Neigungen und werden deshalb nicht zweifeln...“

„O nein, gewiß nicht, gewiß nicht!“

„Wohl denn... so helfen Sie mir die Person ausfindig machen. Da Sie die sämmtlichen Waldungen unter Ihrer Inspection haben, also auf allen Gütern herumkommen, so kann es Ihnen nicht entgehen, falls irgendwo ein befremdlicher Gast sich versteckt....“

„Das ist richtig“, sagte Caspary.

„Und wenn ich Ihnen die Entdeckung verdanke“, fuhr Spangenheim-Hofacker fort, „so wird das Gläubiger-Consortium Ihnen durch mich ein Quartal Ihres Gehalts als Remuneration auszahlen lassen!“

„Sieh, sieh“, erwiederte Caspary lächelnd, „das wäre ja ganz anständig! Wir werden sehen, was sich thun läßt, Herr Advokat. Ich werde die Augen offen haben.“

„Glauben Sie mir, es soll Ihr Schaden nicht sein....“

„Schon gut, schon gut, ich werde es mir überlegen....“

„Auf Wiedersehen, Herr Oberförster.“

Die beiden Männer trennten sich auf der dunklen Straße. Caspary schlug sehr betroffen und nachdenklich die Wanderung zu seinem Forst-

hause ein; Spangenheim-Hofacker aber den, der durch die Ulmen-Allee dem Schlosse zuführte.

Eine starke Stunde später verließ der Post-Expedient das Casino; als er durch die dunkle menschenleere Straße seinem häuslichen Heerde zustrebte, hörte er einen raschen und energisch auftretenden Schritt hinter sich.

Sich wendend, nahm er eine schlanke Männergestalt wahr, die ihm ein Zeichen machte.

Die Gestalt kam wie von der zum Schlosse führenden Allee her.

Der Postbeamte blieb stehen.

„Herr Postsekretair, wenn ich nicht irre?“ sagte der Fremde.

„Ach, Sie sind's, Herr Spangenheim!“ rief der Post-Expedient überrascht.

„Ich bin's und freue mich, Sie so allein zu treffen; habe lange gewünscht, ein paar Worte unter vier Augen mit Ihnen reden zu können.“

„Mit mir?“

„Mit Ihnen! Sie sind nicht aus Sellheim?“

„Nein, aus der Hauptstadt!“

„Und ein junger Mann — bitte, schreiten wir fürder, ich werde mir erlauben, Sie zu be-

gleiten . . . ein junger Mann, wie Sie, der zu etwas Besserem taugt, sehnt sich aus einem solchen langweiligen Landstädtchen mit allen Kräften seiner Seele fort!"

„Freilich, freilich!" sagte der kleine bewegliche Post-Expedient — „aber . . ."

„Sie sitzen einmal hier fest, wollen Sie sagen, und ohne besondere Connexionen und Verwendungen haben Sie wenig Aussicht, fort und vorwärts zu kommen . . ."

„Leider ist dem so, Herr Spangenheim!"

„Würden Sie mir dankbar sein und — sich ein wenig dankbar erweisen, wenn ich Ihnen Verwendungen verschaffte, deren Wirksamkeit Sie sehr bald verspüren würden — etwa durch die Versetzung als Postmeister in eine größere Stadt?"

Der Post-Expedient blieb stehen.

„Sie?" sagte er. „Und Sie, Sie würden das vermögen?"

„Ich würde es vermögen, mein lieber Postsecretair — zweifeln Sie nicht daran. Ich habe in der Residenz Verbindungen, welche mich dazu in den Stand setzen."

„Das wäre?"

„Sie trauen mir das nicht zu? Ich bin bereit, Ihnen das mit Brief und Siegel zu beweisen, wenn Sie wünschen. Erlauben Sie mir, Sie in Ihr Bureau zu begleiten."

Der Post-Expedient war von den Eröffnungen seines Begleiters viel zu sehr überrascht worden, um dies nicht sehr bereitwillig zu erlauben. Als sie das Haus, in welchem sich das Postlocal befand, erreicht hatten, führte der Expedient den Herrn Spangenheim in sein Dienstzimmer, zündete eine Lampe an und bat seinen Begleiter, Platz zu nehmen.

Herr Spangenheim nahm Platz, zog sein Taschenbuch hervor und nahm ein Papier heraus, das ganz die Form eines Cabinetsbefehls des Herzogs hatte.

Der Expedient las in der That, als sein Begleiter das Papier aufgeschlagen vor ihn hingelegt, einen eigenhändig geschriebenen Befehl des Herzogs August an seine Beamten in allen Zweigen des Dienstes, den Inhaber dieser Cabinetsordre auf seine Aufforderung in jeder Weise zu unterstützen und so weit in dem ihm aufgetragenen besonderen, Sr. Hoheit zu leistenden Dienste zur

Hand zu sein, als es innerhalb der Schranken der Amtsgewalt und Dienstverpflichtung eines Jeden möglich sei.

Der Post-Expedient maß, nachdem er das Blatt gelesen, den Herrn von Spangenheim mit einem sehr verwunderten Blicke.

Dieser faltete das Blatt zusammen, um es sorgsam wieder in seine Brieftasche zu bergen.

„Sie haben sich überzeugt?“ fragte er dabei.

„Das habe ich — allerdings. Und nun?“

„Nun möchte ich mir erlauben, solch eine Unterstützung, wie sie hier erwähnt ist, von Ihnen zu erbitten. Es ist nichts, was außerhalb Ihrer Dienstverpflichtung liegt.“

„Und nichts, was dawider läuft, hoffe ich“, versetzte der Expedient.

„Auch nichts, was dawider läuft. Ich werde weder die Unterschlagung von Briefen von Ihnen verlangen, noch die Eröffnung von solchen, noch sonst etwas, das Sie nicht zugeben könnten.“

„Es würde das auch gegen meinen Diensteid gehen“, sagte der Beamte.

„Aber gegen Ihren Diensteid würde nicht gehen, denk ich, wenn ich von Ihnen täglich unter

Couvert eine Liste derjenigen Briefe erhielte, welche der Fürst Rosenstein erhält und welche er absendet."

Der Expedient antwortete nicht gleich.

„Ich würde, falls Sie diese Gefälligkeit für mich hätten, für Ihre baldige Beförderung einstehen", fuhr Spangenheim fort.

„Das würde mich denn doch nicht verführen", antwortete der Beamte, „falls sich die Sache nicht rechtfertigen ließe. Aber mit Ihrer Cabinetsordre da darf ich meines Erachtens mich für gerechtfertigt halten, wenn ich Ihr Verlangen erfülle."

„Gewiß dürfen Sie es. Ich kann also täglich der Liste entgegen sehen?"

„Sie werden sie erhalten. Unter Couvert natürlich."

„Natürlich. Und werden Sie die Güte haben, bei denjenigen Adressen, welche Ihnen neu sind, welche Ihres Wissens in der Correspondenz des Fürsten bisher nicht auftauchten, auf der Liste ein kleines Kreuz zu machen?"

„Das kann ebenfalls geschehen! Und diese Ueberwachung der Correspondenz des Fürsten..."

„Hat einen besonderen Zweck, mein lieber

Herr Postmeister in spe, dessen Mittheilung ich Sie bitte, mir zu erlassen. Falls Sie jedoch darauf bestehen sollten, überzeugt zu werden, daß Sie mit dem, was Sie mir zu Gefallen thun, nicht der Helfershelfer unwürdiger Absichten und Betreibungen sind — vorausgesetzt, die Handschrift des Herzogs hätte Sie nicht vollständig über diesen Punkt beruhigt, so reden Sie mit dem Ober=förster Caspary. . . ."

„Mit Caspary, er ist in Ihre Geheimnisse eingeweiht?"

„Er ist es hinreichend, um Sie beruhigen zu können. Unter den Fächern in jenem Wandschrank dort ist wohl eines, welches die Correspondenz des Fürsten aufnimmt?"

„Mehrere", sagte der Expedient, indem er aufstand und an den Schrank trat und ihn öffnete; „eines ist für den Fürsten, ein anderes für die Schloßbewohnerschaft, ein drittes für die Domainen=verwaltung und so weiter . . . hier sind die am heutigen Abend eingelaufenen Briefe für Seine Durchlaucht, die morgen in der Frühe abgeholt werden."

Es waren drei Schreiben, welche der Beamte

vor Herrn Spangenheim hinlegte, aber keine der Adressen und Absendungsorte erregte die Aufmerksamkeit desselben. Er schob sie rasch zurück, erhob sich und gab dem Beamten die Hand.

„Unsere Amtsgeheimnisse wissen wir zu hüten!“ sagte er dabei mit bedeutungsvollem Tone.

Der Expedient nickte bloß mit einem eben so ausdrucksvollen Blick.

„Dann gute Nacht!“

Herr Spangenheim ging; der Beamte schloß hinter ihm das Bureau.

Draußen auf der dunklen Straße, auf der unser Fremder den Weg zum Hause der Familie Tronchin einschlug, murmelte er still für sich:

„So wäre für die erste nöthigste Umstellung dieser Durchlaucht auch ohne den bockbeinigen Herrn von Gellenberg gesorgt! In seinem Schlosse leistet mir Marie ohne es zu wissen den schönsten Dienst; in seinen Wäldern spionirt Herr Caspary und über seine Beziehungen jenseits seiner Grenze wacht dieser Postmensch; es wäre seltsam, wenn wir nicht bald die Spuren, die wir suchen, hätten.“

Als er sein Wohnzimmer im zweiten Stock des Tronchinschen Hauses erreicht und seine Lichter

Bayerische Staatsbibliothek München

angezündet hatte — Merlin, den der Leser längst erkannt hat, war, um Aufsehen zu vermeiden, ohne Diener in das kleine Sellheim gekommen — sah er einen schönen Strauß von Monatsrosen auf seinem Tische stehen.

Merlin vergrub das Gesicht darin, um den Duft in sich zu ziehen und fragte sich lächelnd dabei, wem er diese bedeutsame Gabe, zu der Vater Tronchins schönste Büsche geplündert schienen, verdanke ... ob der Dame vom Hause, die ihm die vollste Holdseligkeit anmuthvollen Verkehrs und sinnigster Unterhaltung widmete, oder Fräulein Aglae Tronchin, die mit ihm — beinahe über das erlaubte Maß hinaus — kokettirte und ganz offen auf seine Eroberung ausging. Ohne sich durch viele Conjecturen darüber den Kopf zu zerbrechen, begab er sich zur Ruhe. —

Als er am andern Morgen sehr spät erwachte, schien die helle Sonne eines warmen Frühlingstages in sein Fenster. Er erhob sich und warf sich in den violetten Sammtschlafrock, um das Fenster zu öffnen und an demselben die Morgencigarre zu rauchen, deren feinen Duft er sehr bald in die milde Lenzluft da draußen hinausblies.

Seine Gedanken beschäftigten sich mit dem Billet-Doux, das er im Begriffe war, auf ein zierliches wappengestempeltes Blatt für Prinzessin Marie zu schreiben — Prinzessin Marie war nicht zufrieden, wenn er nicht jeden Morgen ein Briefchen an sie schrieb und, der Sicherheit wegen an ihre Zofe Auguste adressirt, in den Postkasten werfen ließ. Darüber hatte er den erhaltenen Rosenstrauß so sehr vergessen, daß ihn selbst Vater Tronchins Gestalt nicht daran erinnerte, der mit seinem Gärtnermesser bereits im Garten bei seinen Culturen beschäftigt war.

Er sollte in anderer Weise daran erinnert werden.

Er hörte Stimmen unterhalb seines Fensters und als er sich vorbeugte, um darnach auszuschauen, blickte er auf die nicht mehr ganz frische und chiffonirte Nachtmütze der Frau Tronchin und den kleinen, von Papilloten umgebenen Kopf Aglaens; sie hatten Beide, wie es schien, gleich ihm von der warmen Sommerluft gelockt, sich in das offene Fenster unter dem seinen gelegt, ohne zu ahnen, daß das Fenster ihres Gastes ebenfalls offen stehe.

„Euphrosine ist eine Gans", hörte er Mutter

Tronchin in unwilligem Tone sagen — „sie wird nie ihren Vortheil wahrzunehmen und eine Gelegenheit dazu zu benutzen wissen, wozu die Gelegenheiten da sind — beim Schopfe ergriffen zu werden!“

„Nun, was thut's denn“, antwortete Aglaens Stimme; „sie scheint sich ja darauf capricirt zu haben, als alte Jungfer zu sterben — laß sie doch!“

„Und Du, fürchte ich, wirst in demselben neidenswerthen Stande sterben“, fuhr Frau Tronchin fort, „weil Du viel zu eifrig bist, Deinen Vortheil wahrzunehmen. Du kokettirst mit diesem Herrn, diesem Spangenheim in einer Weise, daß Du Florenz noch ganz kopfscheu machen wirst; daß der einfältige Mensch es noch nicht bemerkt, Dir noch keine Scene darüber gemacht hat, ist etwas, das ich nicht begreife!“

„Florenz — ach laß ihn doch aus dem Spiele!“ antwortete Aglae in einem Tone, der für Florenz nicht sehr verbindlich klang. „Es wird ihm sehr gleichgültig sein“, fuhr sie fort, „ob ich mit unserem Gast kokettire oder nicht. Und ich denke, es wäre sehr thöricht, wenn ich mich durch ihn hindern

ließe. Kannst Du Dir einen Vers darauf machen, wozu uns Prinzeß Marie diesen Mann ins Haus gesendet hat? Weil er einen ländlichen Aufenthalt in einer liebenswürdigen Familie zu seiner Erholung von großen anstrengenden Arbeiten gesucht habe? Ah bah! Ich lasse mich dadurch nicht täuschen. Ein Mann, so rüstig, so lebhaft wie der, sehnt sich wohl nach einem stillen ländlichen Aufenthalt — in einem Nest wie Sellheim — lächerlich!"

„Nun, was sollte ihn sonst hergeführt haben?"

„Wer weiß es! Vielleicht sucht er eben auf dem Lande in einer liebenswürdigen Familie etwas ganz Anderes — vielleicht sucht er eine unverdorbene, von den Eitelkeiten der großen Welt nicht angesteckte und durch sie frivol gewordene Frau.... wer weiß es? Und Prinzeß Marie, die uns wohl will, hat ihn eben deshalb zu uns gesendet...."

„Ihr jungen Mädchen denkt an nichts anderes als an solche Dinge! Ich glaube auch, daß diesen Herrn Spangenheim etwas ganz anderes hergeführt hat... aber gewiß nicht die Absicht, sich eine Braut aus Sellheim zu holen! Er sieht mir aus beinahe, wie ein verkleideter Prinz, seine

Sachen sind ja auch alle so reich und exquisit, wie die eines Prinzen."

„Das sind Vermuthungen, worin Deine geschäftige Phantasie sich ergeht, liebe Mutter", erwiederte Aglae — „ich glaube weiter nichts davon, als daß er allerdings sehr reich sein muß — und was ich weiß, das ist, daß er mir hundert Procent besser gefällt, als die Schlafmütze von Florenz!"

„Es ist abscheulich, daß Du das sagst, die Braut von Florenz . . ."

„Leider die Braut", seufzte Aglae; „seit der schmähligen Komödie, die mit Florenz gespielt ist, und deren ich mich jetzt zu schämen anfange!"

„Aglae! Welche Reden sind das! In dieser Komödie, wie Du Dich auszudrücken beliebst, hast Du wahrhaftig doch die Hauptrolle gespielt! Du wirfst wohl am Ende gar mir vor . . ."

„Ich werfe Dir nichts vor, wenn Du mir nur nichts vorwerfen und mich meinen Weg gehen lassen wolltest!"

„Geh Deinen Weg . . . und siehe, wohin er führt. Wenn Florenz . . ."

„Ach, Florenz!" fiel Aglae ärgerlich ein. „Rede nicht immer von ihm!"

„Seltsam! Was ist geschehen, daß Du so über ihn sprichst? Du warst doch früher Feuer und Flamme für ihn?“

„Feuer und Flamme war ich nie für ihn, wenn ich mir ihn auch ganz gern gefallen ließ, da es nun einmal Deine Idee war, mich durch ihn unter die Haube bringen zu lassen. Jetzt aber, seit ich Spangenheim kenne, denke ich anders — er ist mir ganz einfach lieber als der frostige Mensch, dem ich es nie verzeihen könnte, auch wenn er mein Mann würde, was wir haben aufwenden müssen, um ihn endlich zu bestimmen und zu gewinnen. Nein, nie, niemals würde ich ihm diese Scene vergeben ... es war abscheulich, daß er durch sein unentschlossenes Wesen, seine Indolenz und Schläfrigkeit uns dazu zwang ...“

„Ich meine, er zwang Dich nicht eben ...“ entgegnete Mutter Tronchin, „und wenn man so viel gethan hat für einen Mann, sollte man nicht so rasch sein, ihn wieder aufzugeben. Du handelst thöricht und leichtsinnig. Ich habe noch nicht die geringste Neigung bei Spangenheim wahrgenommen, auf Deine Koketterien einzugehen. ...“

„Mag sein ... vielleicht, weil Du es nicht

sehen willst; vielleicht auch, weil Du selbst ein wenig mit ihm kokettirst und Dich so eifrig mit ihm in Deine gelehrten Litteraturgespräche vertiefst, bist Du nicht so scharfsichtig wie sonst. Aber gieb Dir nicht so viel Mühe. Es langweilt ihn, wenn Du mit Deinem Rococogeschmack ihm die Schönheiten von Zedlitz' Todtenkränzen oder Immermanns Tulifäntchen auseinandersetzest... oder gar die Tendenz von Arnims Gräfin Dolores entwickelst! Glaub mir, das sind überwundene Standpunkte für ihn...."

„Es ist doch ein Glück", fiel Frau Tronchin ein, „wenn man wohlgerathene Kinder hat, die uns vor dem Einrosten bewahren und von Thorheiten zurückhalten! — Nun thue, was Du willst. Aber glaube nicht, daß, wenn Florenz Dir heute oder morgen eine Scene macht, ich ..."

„Ich fürchte keine Scene mit Florenz. Florenz, wenn Du's denn wissen willst, hat ganz andere Dinge im Kopfe, als mir Scenen zu machen. Er denkt nicht an mich!"

„Nun, das ist seltsam! An wen sonst sollte er denken?"

„An Louise Thal!"

„Ah . . . Du bist eifersüchtig auf sie? Und doch hat er sie seit jenem Abend im Schlosse nicht mehr gesehen."

„Weißt Du das so genau? Es mag sein. Aber ich bin nicht eifersüchtig auf Louise Thal, da irrst Du. Ich habe mich nur überzeugt, daß er sie liebt, und sie ihn wieder. Ich habe es zehnmal bemerkt, wenn ich ihn auf die Probe stellte und plötzlich ihren Namen aussprach, wie dunkelroth er wurde. Und neulich, wo ich ihm erzählte, daß man allgemein sage, der Fürst mache ihr den Hof und wolle sie heirathen, da wurde er kreideweiß."

„Wenn sie, wie man sagt, den Fürsten heirathen wird, so ist das wenigstens Beweis genug, daß sie nicht an Florenz denkt, und daß Du von dieser Seite nichts zu fürchten hast. . . ."

„Glaubst Du denn, sie werde die Bewerbungen des alten Mannes annehmen? Denk nicht daran!"

„Was kannst Du davon wissen? hat sie nicht die Einladung des Fürsten, mit ihm und Prinzeß Marie die Carnevalszeit in der Residenz zuzu-

bringen, angenommen? Und würde der alte Bauer Thal das erlaubt haben, wenn . . .“

„Mutter, was geht das Alles uns an?“ fiel hier Aglae ein . . . „mag Louise Thal aus dépit amoureux den Fürsten nehmen oder mögen ihre Flammen für Florenz zu groß sein, als daß sie sich dazu entschließen kann . . . mir ist es völlig gleichgültig — just so gleichgültig, wie mein theurer Bräutigam selber!“ —

In diesem Augenblick schien da unten Jemand ins Zimmer zu treten — wenigstens verschwanden die beiden Damen im Morgencostüme.

Dem Lauscher oben über ihnen aber gab die Unterhaltung so viel zu denken, daß er darüber die Cigarre ausgehen ließ.

„So, so . . .“ sagte er sich, „also Fräulein Aglae hätte Lust, durch die petites chatteries, deren beglückter Gegenstand ich bin, mich einzufangen und ihrem Florenz, diesem sanften Weltweisen, der mir hier als ihr Bräutigam vorgestellt wurde, den Laufpaß zu geben! Ich bin in meiner Seele tiefsten Tiefen dadurch gerührt!“

„Also Florenz von Froneck, dieser Musterjüngling, ist durch eine kleine Komödie irgend

einer Art, deren näherer Charakter mir nicht enthüllt ist, von Fräulein Aglae, diesem sinnigen und unschuldsvollen Wesen, das in seiner naiven und kindlichen Unbefangenheit so rührend das Herz auf der Zunge zu tragen scheint, umsponnen worden, und liebt doch eigentlich Louise Thal!“

„Louise Thal aber liebt ihn wieder — mir hat ja, wenn ich mich recht erinnere, auch Prinzeß Marie des breitern auseinandergesetzt, daß sie alle Symptome einer unglücklichen Leidenschaft an sich trage!“

„Fürst Leopold Rosenstein ist von den Reizen dieser kleinen Louise Thal bezwungen und denkt trotz seiner Jahre und trotz seiner Sequester-Annehmlichkeiten an eine andere Vermählung.“

„Lauter beachtenswerthe Thatsachen.“

„Und es wäre höchst einfältig und dumm von mir, wenn ich diese Verkettung von Thatsachen nicht zu meinem Zwecke zu benutzen wüßte!“

„Aber wie?“

Ueber dies Wie sann Merlin sehr lange nach. Dann sprang er plötzlich auf, klingelte, und als eine Magd erschien, fragte er:

„Wie weit ist bis zum Hause Froneck . . .

wo der junge Herr, der gestern zum Besuche hier war, wohnt . . ."

„Herr Florenz von Froneck, der Bräutigam von Fräulein Aglae?"

„Ganz recht — wie weit ist von hier bis dahin?"

„Etwa anderthalb Stunden", antwortete das Mädchen . . . „vielleicht zwei kleine!"

„Können Sie mir einen Wagen dahin besorgen?"

„Ja wohl; die Herrschaft nimmt gewöhnlich den Einspänner des Metzgers Scheffler, wenn sie ausfährt. . . ."

„Den Einspänner des Metzgers Scheffler . . . der nebenbei ein Hauderergeschäft treibt? . . . nun meinethalb . . . es wird elegantere Luxusgegenstände geben, als diesen Einspänner . . . aber sei es darum . . . à la guerre comme à la guerre . . . bestellen Sie ihn mir . . . sobald als möglich."

Die Magd ging. Merlin kleidete sich an, frühstückte, notificirte der Familie Tronchin, daß er vorhabe, dem angenehmen und so unterrichteten jungen Mann, den er gestern kennen gelernt, einen Besuch zu machen und saß nach einer kleinen

Stunde Verlauf in der leise sich schaukelnden Muschel des Schefflerschen Fuhrwerkes, das wir zuerst auf dem Pfarrhofe von Nahstätten in glänzenderer Function erblickten.

Das Gefährt rief eine kleine Aufregung in dem bescheidenen Edelhofe Froneck hervor, als es ein wenig vor der Mittagstunde vor demselben hielt. Frau von Froneck war nicht in demjenigen Costüm, in welchem sie gewesen sein würde, falls sie geahnt hätte, daß im Laufe des Tages in ihren stillen vier Wänden ein solches Ereigniß, wie der Besuch eines fremden Herrn, eintreten würde. Herr von Froneck befand sich in der Mühle und pflegte einer Abrechnung mit seinem Müller, wobei er viel weniger zäh sich mit diesem über einen strittigen Posten von einigen Groschen gezankt haben würde, wenn er nicht gewußt hätte, daß die Rechnung der Superrevision seiner die Ober=rechnungskammer darstellenden Gattin unterliegen würde, sobald er nach Hause gekommen. Darum war Herr von Froneck nicht zu sprechen, Frau von Froneck nicht zu Hause und bloß Florenz da, um den Fremden zu empfangen.

„Oh, tant mieux“, sagte Merlin, als ihn

Florenz mit vielen Entschuldigungen in das Wohn- und Empfangzimmer führte. „Ich komme, um mit Ihnen zu plaudern und die gestern gemachte Bekanntschaft nicht erkalten zu lassen . . . vielleicht wäre ich willkommener gewesen, hätte ich Fräulein Aglae einen Platz in meinem kleinen Gefährt angeboten . . . das aber würde mich wahrscheinlich der Freude beraubt haben, mich in ein ungestörtes Gespräch mit Ihnen vertiefen zu können. Denn wenn man zwei Brautleute zusammenbringt, so weiß man ja, daß man bei ihnen mit einigen kleinen Zerstreutheiten durch die Finger sehen muß und es nicht so genau nehmen darf, wenn man einmal eine geistreiche Bemerkung oder einen guten Gedanken an die Wände hingesagt hat. . . ."

Merlin entging nicht die Miene von Verlegenheit, welche sich bei seinem Geplauder auf das Gesicht des jungen Mannes legte. Dieser antwortete nur, indem er sein Vergnügen ausdrückte, den fremden Herrn bei sich zu sehen, ihn bat, es sich bequem zu machen und ihm Erfrischungen anbot.

„Ich danke für Alles", versetzte Merlin und nahm mit der Bequemlichkeit eines Mannes von hervorragendem Selbstgefühl auf dem Sopha Platz;

„höchstens werde ich in der Voraussetzung, daß Sie dem Laster des Rauchens huldigen, um eine Cigarre bitten!“

Florenz holte einen Vorrath davon herbei und während er ein Licht anzündete, sagte er:

„Sie sind aufs liebenswürdigste einem Wunsche, den ich hegte, mich länger mit Ihnen besprechen zu können, zuvorgekommen. Sie haben, hört' ich, längere Zeit in Aegypten verweilt, und ich bin überzeugt, daß ein Mann von Ihrem Interesse für alle Gegenstände allgemeiner Bildung seine Beobachtungen dort nicht blos auf die Vorkommnisse seines Berufs beschränkt hat. Ich beschäftige mich eben in meinen Studien mit den alten Denkmälern Aegyptens und namentlich mit der Frage nach der Urrace, die vor den Fellahs das Nilland bewohnt hat. . . .“

„Und mit solchen Studien beschäftigen Sie sich hier in der ländlichen Einsamkeit, wo Ihnen doch sicherlich die Hülfsmittel nicht zu Gebote stehen, die zu eingehender Ergründung solcher Fragen so nöthig sind? . . .“

„Sie haben Recht — mein lebhaftester Wunsch wäre in der That, einer großen Bibliothek nahe

zu sein — ich habe immer den Lieblingswunsch gehabt, mich ganz der akademischen Laufbahn zu widmen — aber man ist im Leben nicht immer im Stande, seinen Neigungen folgen zu können...."

„Sie haben Recht; nicht immer. Aber doch zumeist. Wir machen uns gewöhnlich mehr zu Sklaven der Verhältnisse als es eigentlich nöthig wäre; ein wenig mehr Kämpfen und Ringen dagegen würde den meisten Menschen die Freiheit, sich ihrem eigentlichen Berufe und dem Zuge ihrer Anlagen und Talente hinzugeben, verschaffen."

„Ich möchte das nicht unterschreiben", antwortete Florenz. „Das Loos der Menschen entscheidet sich, glaub' ich, selten nach der Hartnäckigkeit ihres Ringens und Kämpfens, sondern nach Zufall, Glück und Umständen, die sich nicht ändern lassen. Ich z. B. bin der Erbe dieses kleinen Gutes und dadurch glebae adscriptus . . . meine Eltern wünschen es überdies so . . . was hülfe da Kampf!"

Merlin lächelte skeptisch.

„Nehmen wir an, daß Sie Recht haben", sagte er dann; „und wenn dem so ist, will ich nicht die Grausamkeit haben, Ihnen durch Schilderungen aus Aegypten eine stachelnde Sehnsucht nach diesem

wunderbaren Lande uralter Menschheitscultur und seinen traumhaften Monumenten zu erwecken. Ohnehin würde ich es nicht können, wenn ich auch wollte, denn ich bin nie in Aegypten gewesen."

„Wie, ich denke, Sie sind . . ."

„Ich bin nicht, wofür man mich ausgiebt . . . ich heiße von Wehrangel!"

„Ach . . . Sie sind . . . höre ich recht, der Dichter der . . ."

„Der bin ich — aber incognito — ich habe Gründe, dies Incognito beizubehalten, also bleiben wir bei dem nom de guerre Spangenheim!"

„Aber ich begreife nicht. . . . Sie haben auch der Familie Tronchin . . ."

„Sie werden mich begreifen, wenn wir uns länger zusammen unterhalten haben . . . und zwar, statt uns nach Aegypten zu begeben, unterhalten haben über unsere nächste Umgebung . . . im Umkreise von einigen Meilen, heißt das. Innerhalb dieses kleinen Fragments unserer bewohnbaren Erdoberfläche befindet sich ein Mann, der sich Rosenstein-Sellheim nennt."

Florenz nickte mit einem fragenden Blicke auf seinen Gast.

„Sie kennen ihn?“ fragte Merlin.

„Ich habe ihn einige Male gesprochen.“

„Ohne auf einem Fuße mit ihm zu stehen, der Ihnen Verpflichtungen auferlegte?“

„Das ist keineswegs der Fall!“

„Wohl denn — so darf ich Ihnen mittheilen, daß ich dieses Mannes willen incognito, wenn wir es so nennen wollen, in diese Gegend gekommen bin. Ich muß aber mit meinen Fragen fortfahren, um Ihnen das erklären zu können ... erlauben Sie es?“

„Ich bitte, reden Sie weiter!“

„Kennen Sie ein Fräulein Rosas?“

„Ich hörte von ihr.“

„Auch von Ihrer Herkunft und Abstammung?“

„Ja.“

„Sie wissen also ...“

„Daß sie die Nichte des Fürsten ist? ich weiß das.“

„Nun wohl, diese Nichte ist auf irgend eine Weise vom Fürsten Leopold Rosenstein beseitigt,

verborgen, außer Landes geschickt — wer kann es sagen!“

„Wie, der Fürst wäre im Stande gewesen...?“

„Zu handeln, wie es sein Interesse gebot? — er war es! Die Menschen von heute sind nicht allein Egoisten — das waren sie wohl zu allen Zeiten — sie haben den großen Vortheil vor früheren Zeiten voraus, sich durch ein allgemeines Befolgen der Eingebungen des Egoismus von aller Welt aufgemuntert, ermuthigt und angefeuert zu sehen und sich nicht mehr geniren zu brauchen. Während des Aufenthalts des Fürsten in der Residenz im vergangenen Winter sind Verhältnisse eingetreten, welche ihn dringend wünschen lassen mußten, seine Nichte und die eigentliche rechtmäßige Erbin von Sellheim und was dazu gehört, in den Schatten gerückt, aus den Augen der Menschen entfernt und so weit fortgeschickt zu sehen, wie etwa die Wege sind, die ein Mann wandeln müßte, der sich den Pfeffer für seinen Mittagstisch selber aus dem Lande, wo er wächst, zu holen vorhätte. Er hat demgemäß gehandelt — und Fräulein Antonie Rosas ist verschwunden!“

„Unglaublich!“

„Sie wußten nichts von dem Allen?“

„Wie sollte ich!“

„Sie ist bei dem letzten großen Feste auf Schomburg Nachts spurlos verschwunden! Und hören Sie weiter; die nächste Thatsache, welche ich Ihnen mittheilen muß, ist die, daß es für mich vom höchsten Interesse ist, Fräulein Rosas wiederzufinden und daß ich dazu entschlossen bin, jedes Mittel anzuwenden, um diesen Zweck zu erreichen!“

„Sie? Sie lieben Fräulein Rosas?“

„Nein — die Liebe ist vielleicht mein Motiv ... wenigstens erlaube ich“, fuhr Merlin lächelnd fort, „Ihnen, das anzunehmen, wenn Sie einen Schlüssel für die Hartnäckigkeit meines Begehrens verlangen; aber ich liebe nicht Fräulein Antonie Rosas ... sind Sie mit dieser Antwort zufrieden oder verlangen Sie ein tieferes Eingeweihtwerden?“

„Ich habe nichts zu verlangen, am wenigsten ein größeres Vertrauen“, antwortete Florenz, höchst gespannt, wohin all' diese Mittheilungen führen sollten.

„Gut denn“, fuhr Merlin fort. „So viel also nur von dem, was ich will. Nun zu dem,

was Sie sollen, das heißt, wozu ich Ihre Mitwirkung hoffe. Innerhalb jenes kleinen Kreises, den wir vorhin auf dem Erdglobus abzirkelten, um uns darin umzuschauen, lebt ein anmuthiges und reizendes Wesen, das in frischester Jugendblüthe steht und doch schon an einem geheimen Herzenskummer leidet. Sie kennen es!"

„Wen meinen Sie?" fragte Florenz unbefangen.

„Ich meine Comtesse Louise Thal."

Aglae hatte Recht gehabt, als sie ihrer Mutter berichtete, daß Florenz erröthe, wenn er diesen Namen vernehme. Florenz erröthete allerdings und Merlin ließ sich dies Symptom nicht entgehen.

„Ich kenne Comtesse Thal", antwortete Florenz langsam und das Haupt abwendend; „von einem geheimen Herzenskummer aber weiß ich nichts."

„Sie wissen nichts davon? Mag sein. Von der Thatsache aber können Sie überzeugt sein. Ich hatte Gelegenheit, die junge Dame im Hause des Fürsten in der Residenz zu beobachten und ich gebe Ihnen die Versicherung, daß ich der Mittheilung der Prinzessin Marie, sie sei früher von ganz anderem Wesen im Betragen, heiter, lebenslustig und expansiv gewesen, nicht bedurfte,

um zu bemerken, daß ein ſtiller Gram auf ihr laſte."

„Aber wie wäre es möglich . . .", ſagte Florenz äußerſt gedrückt.

„Wie es möglich wäre? Nun, ich meine, dieſe Frage iſt leicht zu beantworten. Junge Mädchen pflegen alsdann Zeichen der Melancholie und einer geänderten Stimmung und Sinnesart, Neigung zur Reſignation und zu einer abſonderlich düſteren Auffaſſung des irdiſchen Weltlaufs an den Tag zu legen, wenn ſie verliebt ſind und der Liebhaber ſich ſchlecht gegen ſie beträgt — was denn mitunter vorkommt."

Florenz ſah mit einem unbeſchreiblichen Blicke Merlin an . . . er faßte durchaus nicht, was dieſer ſagen wollte — der Fremde konnte unmöglich ſich das Recht anmaßen wollen, ihm Vorwürfe zu machen.

„Sie ſehen mich an, als ob Sie mir nicht beiſtimmten?"

„Ich würde Sie nicht ſo anſehen, wenn Ihre Worte nichts weiter als allgemeine Bemerkungen ſein ſollten . . . aber da Ihnen Thatſachen bekannt ſcheinen, die Sie ſo reden laſſen. . . ."

„Ich kann Sie darüber beruhigen“, fiel Merlin ein; „es sind mir Thatsachen, die mich so reden lassen, bekannt. Die erste Thatsache ist die, daß Comtesse Thal Sie liebt. . . .“

„Herr von Wehrangel, ich muß Sie bitten. . . .“

„Verbitten Sie sich die Offenheit nicht, womit ich rede, Herr von Froneck“, unterbrach ihn Merlin . . . „ohne diese Offenheit kämen wir nicht zum Ziele . . . nein, lassen Sie mich so fortfahren, und von der zweiten Thatsache reden, deren ich erwähnen wollte, der, daß Sie sich von diesem edlen, verehrungswürdigen und reizenden jungen Mädchen haben durch eine kleine Komödie, die man mit Ihnen gespielt hat, abwendig machen lassen! Damit, denk' ich, ist Alles, was Comtesse Thals verändertes Wesen angeht, erklärt.“

Florenz war völlig außer Fassung gerathen über diese Mittheilungen, die der Mann da vor ihm mit lächelndem Munde und der heitersten Miene von der Welt, mit der Sicherheit, womit ein Lehrer zu einem Knaben spricht, sich zu machen herausnahm. Aber der Inhalt dieser Mittheilungen war zu gleicher Zeit zu überwältigend für ihn,

als daß er daran gedacht hätte, sich dawider aufzulehnen.

Louise Thal war schwermüthig geworden, war in Leid und Gram versenkt — und das um seinet-, um Florenz willen . . . das war mehr als genug, ihn in eine grenzenlose Aufregung zu versetzen!

„Ich kann unmöglich annehmen", rief er aus, „daß Sie Alles dies, was Sie mir da als Wahrheit geben, anders als in Ihrer Phantasie combinirt haben. . . ."

Merlin schüttelte den Kopf.

„In meiner Phantasie? Ach nein. Ich habe mir zur Regel gemacht, meine Phantasie an meinen Schreibtisch festzuschnallen, damit sie — allerdings für uns Dichter ein etwas aufdringliches Frauenzimmer — mir nicht nachläuft, wenn ich von meinen Arbeiten aufstehe, um mich den Anforderungen des gewöhnlichen Lebens und seinen Beschäftigungen hinzugeben; man kann sie dabei nur schlecht gebrauchen:

Jüngling, merke Dir bei Zeiten,
Daß die Muse zu geleiten,
Doch zu leiten nicht versteht!

Das ist sehr wahr und gilt auch von der Phantasie; seien Sie deshalb beruhigt, meine Einbildungskraft hat mit Allem, was ich sagte, nichts zu schaffen; ich rede von Thatsachen."

„Und ich versichere Sie, daß . . ."

„Versichern Sie mir weiter nichts, als daß Sie überrascht sind, mich so offen von Dingen reden zu hören, die mich, denken Sie, doch unmöglich angehen können. Aber hören Sie mir noch ein wenig weiter mit derselben Güte zu, womit Sie mich bis jetzt angehört haben, und es wird Ihnen Alles erklärlich sein."

„So reden Sie!"

„Sie wissen, daß Fürst Leopold Rosenstein häufige Ausflüge nach dem „Bauernhofe" macht, auf dem der Vater Louisens ein, wie ich vernehme, etwas amphibisches Dasein, halb Bauer, halb Edelmann, führt?"

„Ich glaube, man hat es mir gesagt", versetzte Florenz mit gedämpfter Stimme.

„Auch daß man, wenn nicht alle Symptome trügen, annehmen darf, er bewirbt sich um Louise Thal und hat dabei natürlich den Wunsch des Grafen für sich, dem es schmeicheln wird, so sehr

er Bauer sein mag, einen Fürsten zum Schwiegersohn zu bekommen!“

Florenz zuckte statt aller Antwort mit den Achseln.

„Jedenfalls“, fuhr Merlin fort, „ist anzunehmen, daß Fürst Rosenstein diese Bewerbungen nicht fortsetzen würde, wenn sie nicht in einer Weise aufgenommen würden, die ihm eine gewisse Hoffnung giebt; und ferner, daß Louise Thal sie nicht in dieser Weise aufnehmen würde, wenn sie nicht durch einen dépit amoureux, durch eine gewisse desperate Stimmung, worin allein solch ein junges Mädchen bewogen werden kann, auf einen Mann wie Leopold Rosenstein zu horchen, dazu verführt würde. Das Alles scheint mir ziemlich klar. Und Ihnen nicht auch?“

„Mein Gott!“ rief Florenz aus . . . „was kann ich zu dem Allen sagen . . . ich weiß so wenig . . .“

„Nun ja, nun ja — aber ich denke, Eines können auch Sie sagen — das ist, daß Louise Thal entsetzlich unglücklich würde, wenn sie sich durch ihre jetzige Stimmung, in dem Torpor ihrer Gefühle, um mich so auszudrücken, in dem

Drang sich zu betäuben, verleiten ließe, die Hand des Mannes, der um sie wirbt, anzunehmen — wenn sie Fürstin Rosenstein würde! Der Fürst ist nahe an sechzig und sie ist zwanzig. Der Fürst ist ein alter Sünder und sie ist eine Lilie. Der Fürst ist eine ziemlich rohe alte Kriegsgurgel und sie ist eine reine junge Seele, auf deren Psyche-schwingen der Blüthenstaub, der Schmetterlings-schmelz, der Pflaum der Unberührtheit, oder wie man es in poetischer Weise auszudrücken pflegt, liegt. Aus welchem Himmel würde das junge Mädchen stürzen, aus welchen Illusionen geschleu-dert werden, wie zerschmettert sich nach wenig Tagen der Ehe wiederfinden! — Stimmen Sie mir darin wenigstens bei?"

„Vollständig thu' ich das", antwortete Florenz mit einem tiefen Seufzer und sein Gesicht ab-wendend.

„Wohl denn — so kommen Sie einem solchen entsetzlichen Unglücke zuvor!"

„Wie kann ich das?"

„Niemand kann es besser, leichter verhindern als Sie."

„Ich?"

„Brauche ich es Ihnen zu sagen? Fühlen Sie nicht selbst, was Sie thun müssen?“

„Ich kann nichts thun — nichts, gar nichts!“ entgegnete Florenz mit dem Tone tiefster Niedergeschlagenheit.

„Sie können Alles thun . . . Sie müssen nur wollen.“

„Ich bin gebunden — unwiderruflich und für ewig gebunden!“

„Auf diesen Einwurf war ich gefaßt“, versetzte Merlin, ruhig die Asche seiner Cigarre abstoßend. „Sie halten sich gebunden. Es würde wahrscheinlich vergebene Mühe sein, Ihnen beweisen zu wollen, daß Sie es in Ihrem Gewissen eigentlich nicht sind; deshalb biete ich Ihnen an, Sie zu lösen!“

„Sie? mich lösen? O, Sie ahnen nicht . . .“

„Ich denke, ich ahne so ziemlich Alles. Und deshalb vertrauen Sie mir — glauben Sie nicht, weil ich so rasch zu Werke gehe und zu Ihnen, nachdem ich Sie kaum kennen gelernt, mit der vollen Rückhaltlosigkeit eines alten Freundes rede, Sie müßten sich mit Mißtrauen gegen mich wappnen. Es gab bei der Absicht, die ich ver-

folge, und die allerdings eine ganz egoistische ist — das leugne ich nicht — zwei Wege für mich; ich konnte allmälig Ihre Freundschaft und Ihr Vertrauen zu gewinnen suchen, um sie dann zu dem zu benutzen, was ich durch Sie erreichen möchte; das war der eine Weg; ich konnte einfach zu Ihnen gehen und Ihnen sagen: ich achte Sie zu sehr, um Sie zu meinem blinden Werkzeug machen zu wollen; ich biete Ihnen einen offenen Handel an, und da es sich um Ihr Glück handelt, werden Sie ihn nicht ausschlagen, denk' ich. Diesen Weg habe ich vorgezogen. Hatte ich nicht Recht?"

Florenz' Blicke, die er groß und gespannt auf Merlin gerichtet hielt, bewiesen, daß er trotz dieser Schutzrede nicht ohne Mißtrauen war.

„Einen Handel wollen Sie mir anbieten?"

„So ist es", antwortete Merlin. „Ich biete Ihnen — die Freiheit von Ihren Fesseln!"

„Wer sagt Ihnen, daß ich die Freiheit von dem, was Sie „Fesseln" nennen, will?"

„Das sagt mir der Ton, in welchem Sie eben Ihr Gebundensein, Ihre Ohnmacht, etwas thun zu können, beklagten. Das sagt mir meine Beobachtung des Fräulein Aglae Tronchin; das sagen

mir die eigenen Aeußerungen des Fräuleins, die ich angehört habe. Glauben Sie mir, lieber Freund, auch wenn Sie wirklich dies Verhältniß nicht als eine Fessel empfinden sollten, so wird es Sie doch einst bodenlos unglücklich machen. Eine unglückliche Ehe ist für viele Menschen nur eine der zahlreichen kleinen Unannehmlichkeiten, der petites misères de la vie humaine, die uns das Leben sauer machen. Für andere ist sie die Hölle, der Tod ... und zu diesen gehört eine Natur wie die Ihrige. ..."

„Mag sein, mag sein", unterbrach ihn Florenz aufgeregt, „aber was nützt es, das zu erörtern? Auch muß ich Ihnen gestehen, daß ich Alles, was Sie da sagen, unmöglich mit großer Andacht anhören kann, weil Sie mir so eben selbst gesagt haben, daß Sie mich benützen wollen. ..."

„Daß ich Ihnen einen Handel anbieten wolle — richtig — und dabei bedarf es ja auch keiner Andacht. Lassen Sie mich fortfahren. Also ich biete Ihnen die Freiheit von Ihren Fesseln, die Freiheit in Gestalt eines förmlichen Absagebriefes, schwarz auf weiß — nur für die Orthographie übernehme ich die Gewähr nicht — von Fräulein

Aglae Tronchin. Dieser Brief wird das Bekenntniß des besagten Fräuleins enthalten, daß man Sie überhaupt nur wider ihren freien Willen in dies Joch gelockt habe — klar und deutlich genug wird das darin gesagt sein, um bei Comtesse Louise Thal alle eifersüchtigen Wallungen niederzuschlagen. Wollen Sie einen solchen Freibrief, eine solche Manumission, ein solches feierliches Entlassungsdocument?"

Florenz verschränkte die Arme auf der Brust und zu Boden blickend sagte er halblaut:

„Ich sollte dies Alles zornig von einem Fremden zurückweisen, aber ..."

„Aber Sie fühlen, daß es sehr thöricht wäre, es zurückzuweisen und einen in die Lage der Dinge so völlig eingeweihten Freund durchaus als Fremden behandeln zu wollen!"

„In der That ... es ist ungefähr so", sagte Florenz seufzend und dann leicht erröthend.

„Und ich darf also den Preis nennen, den ich für das verlange, was ich biete?"

„Nennen Sie ihn immerhin!"

„Es ist der Schlüssel zum Verschwinden des

Fräuleins Antonie Rosas; es ist die Angabe, wo sie ist, wo sie geborgen gehalten wird."

„Aber mein Gott, wie kann ich . . ."

„Wie Sie diesen Schlüssel erhalten können? Ich denke, das kann Ihnen keinen Augenblick räthselhaft sein . . . Sie lassen sich diesen Schlüssel von Comtesse Thal geben und Comtesse Thal erhält ihn vom Fürsten."

„Wie denken Sie sich das?"

„Einfach so. Sie kehren zu Comtesse Thal zurück, Sie drücken ihr Ihre Reue, Ihre Verzweiflung über die Vergangenheit aus, Sie machen sie glücklich durch das Geständniß, daß Sie nur sie auf Erden lieben; Louise Thal wird froh, wird selig sein . . . und nur ein störender Gedanke wird ihr in dieser Glückseligkeit kommen — der an den Fürsten. Um sie in dieser Bedrängniß zu trösten, wie ihr Gewissen zu beruhigen, werden Sie ihr sagen, daß der Fürst ein illoyaler Mann ist, der seine Nichte irgendwo sequestrirt, in irgend einer Dubliette vergraben hält — vielleicht ermordet hat . . . Gott weiß es! Sie wird das dem Fürsten, um ihr Betragen zu rechtfertigen, ins Gesicht sagen oder sie wird es ihrem Vater sagen! Der

Fürst aber, um sich von einem so ungeheuerlichen Verdacht zu rechtfertigen, wird Alles gestehen, was er mit Antonie Rosas begonnen hat ... ist Ihnen ein anderer Verlauf der Dinge denkbar?“

Florenz schwieg.

„Möglich!“ sagte Florenz nach einer Pause. „Aber wenn der Fürst sich durch ein solches Vertrauen Louise zu versöhnen sucht, darf sie es mir, darf ich es Ihnen weiter mittheilen?“

Merlin lachte.

„Welche Gewissenhaftigkeit, Herr von Froneck“, rief er aus. „Ich denke, Sie dürfen es. Aber gesetzt, Sie dürften es nicht, Sie begingen dadurch eine Indiscretion — ist Ihnen Ihr Glück, ist Ihnen Louise Thals Glück nicht eine kleine Beschwerung Ihres Gewissens werth? Soll sie, soll dies edle liebenswürdige junge Mädchen lieber untergehen, als daß Herr Florenz von Froneck sich das Gewissen mit einer kleinen Indiscretion belastet? Mein Gott, wie egoistisch die Tugend der gewissenhaften Leute oft ist! Eher, daß wir ein Fleckchen auf unsere liebe kleine Tugend kommen ließen, mag die Welt untergehen, mögen Andere Höllenpein leiden! Ist das nicht Ihr Raisonnement?

Beim Himmel, wenn ich dadurch ein geliebtes Weib vom Untergang retten könnte, ich beginge alle sieben Todsünden und alle diejenigen wider den heiligen Geist obendrein!“

„So gefährlich diese Theorie ist, so liegt doch Wahrheit darin“, antwortete Florenz lächelnd und ein wenig zögernd.

„Nun, ich sehe, Sie entschließen sich, meinen Handel anzunehmen — also schlagen Sie ein; ich biete Ihnen einen Absagebrief von Fräulein Aglae und dafür verschaffen Sie mir eine Erklärung des Fürsten . . . so bald als irgend möglich, denn ich muß Ihnen bekennen, daß der Aufenthalt in Sellheim mir keine Annehmlichkeiten bietet, deren Genuß ich verlängern möchte; und wenn Fräulein Aglae jenen Absagebrief an Sie geschrieben hat, dann beginnt meine Situation jedenfalls eine solche zu werden, daß ich wünschen muß, sie abkürzen zu können!“

„Was wollen Sie thun, um jenen Absagebrief zu erhalten?“ fragte Florenz.

Merlin mochte es für gut finden, darin Florenz mit seiner reizbaren Tugendhaftigkeit nicht einzuweihen. Er entgegnete:

„Es ist besser, wenn Sie das ganz mir überlassen. Ich kann Ihnen nichts darüber mittheilen, was geeignet wäre, Ihre Achtung vor dem Charakter von Fräulein Aglae zu steigern; und wozu dann darüber reden? Das Fräulein ist doch einmal Ihre Braut gewesen . . . es kann nicht wohlthuend für Sie sein, wenn ein Freund kommt und diese Achtung vermindert!“

„Das mag wahr sein, aber . . .“

„Glauben Sie mir“, unterbrach ihn Merlin, „es ist besser, wenn wir das auf sich beruhen lassen, und zum Abschluß unseres Handels übergehen. Sind Sie entschlossen . . . oder hat die süße Gewohnheit der Fessel, worin Fräulein Aglae Sie geschlagen, doch so viel Macht über Sie erlangt, daß Sie jetzt, im Augenblicke der Entscheidung über Ihr Loos vor dieser zurückbebten.“

„Nicht das“, antwortete Florenz; „ich gestehe Ihnen gern, daß ich ein wenig Anhänger des Fatalismus bin . . . und mir ist, als ob eben das Schicksal Sie mir sendet, um ganz ohne mein Zuthun den Dingen eine Wendung zu geben, die zu meinem Glücke führen kann, und die ich doch

selbst nicht die Verwegenheit gehabt hätte, durch gewaltsames Eingreifen herbeizuführen."

„Ich kann diesen Standpunkt nur billigen", versetzte Merlin beinahe spöttisch lächelnd; „wenn Sie mich als einen Abgesandten Ihres Schicksals nehmen wollen, so habe ich die Hoffnung, daß Sie sich diesem Abgesandten in keinem Dinge widersetzen — also die Sache ist abgemacht!"

„Nun, meinethalb", entgegnete Florenz, „es sei darum . . . wenn Fräulein Aglae das Verhältniß zu mir aus eigenem Antriebe abzubrechen geneigt ist, so . . . so will ich Ihnen in der angedeuteten Weise, so gut ich kann, zu dienen suchen!"

„Wohl — mehr verlange ich nicht, als diese Zusage! Und beide, nicht wahr, werden wir rasch handeln?"

„So rasch es möglich ist!"

Merlin stand auf und reichte ihm die Hand.

„So reichen wir uns die Hand zur Besiegelung unserer kleinen Verschwörung — und zum Abschiede. Ich muß fürchten, daß Ihre Eltern heimkommen und möchte nicht länger zurückgehalten werden. Auf Wiedersehen. Sie kennen meine Adresse in

Sellheim, wenn Sie mir schriftlich eine Mittheilung zu machen haben sollten."

„Ich kenne sie — Herr Spangenheim!" sagte Florenz lächelnd.

„Also Adieu."

Merlin ging, von Florenz geleitet, um sein harrendes Gefährt wieder zu besteigen und rollte davon.

Florenz stand lange, ihm nachschauend, unbewegt an derselben Stelle.

Der Mann war wie eine Windsbraut so stürmisch über ihn gekommen, seinen ganzen Sinn zu verkehren. Er hatte ihn in einen förmlichen Strudel von Gedanken und Empfindungen gestürzt. Er hatte mit kecker Hand den Schleier zerrissen, den Florenz vor sich selber über sein Herzensgeheimniß, sein inneres Bewußtsein, daß er mit Aglae nie glücklich werden könne, gebreitet. Er hatte ihm mit flüchtigen Worten wie mit einem Blitzstrahl Louise Thal in einem Lichte gezeigt, daß Florenz sich plötzlich übermächtig wie mit allen Fibern seines Herzens zu ihr gezogen fühlte.... Dieser fremde Mensch hatte ihn in der That wie um und um gekehrt.... Florenz rief sich das

endlich mit einem tiefen Aufathmen wie in unendlicher Erleichterung zu: er hatte ein wunderbares Gefühl von Hoffnung und Glück in all dies Wirrniß seiner Gedanken und Empfindungen gemischt!

Und getäuscht, mit einer nicht zu erfüllenden Hoffnung verlockt, hatte er nicht, dieser Zauberer. Daß er wirklich ein Zauberer war, davon brachte schon der Abend des folgenden Tages den Beweis.

Es kam der Postbote, der nach Haus Froneck die Briefe von der nächsten Expedition, im Dorfe Nahstätten, brachte. Er hatte ein Briefchen zu bestellen; dies Briefchen war adressirt: An Herrn Florenz von Froneck, und diese Worte waren geschrieben von der Hand Aglae's.

Als Florenz den kleinen Brief erfaßte, fühlte er etwas hartes, beschwerendes darin; ein Druck mit den Fingern darauf gab ihm die Ueberzeugung, daß es ein Ring sei, der in dem Briefe lag.

Florenz erschrak nun doch . . . seine Hand, die das Couvert aufriß, erzitterte . . . es war ihm fast zu Muthe, wie einem Manne, der einen Pakt mit dem Teufel gemacht und der nun plötzlich das erste

Verlangen, daß er an Se. satanische Allmacht gestellt, erfüllt sieht ... es schwindelte ihm!

Und doch hatte nicht just satanische Allmacht oder große Zauberkunst dazu gehört, um Aglae zum Schreiben dieses Briefes zu bewegen. Merlin hatte nur das Fräulein ein wenig durch seine Huldigungen bezaubert. Er hatte am Abende vorher ein kleines Gespräch mit ihr gepflogen, bei welchem er und sie zusammen in Vater Tronchins Rosengarten auf und ab gewandelt waren.

Die Unterredung hatte sich verlängert, bis der Mond voll und klar über dem nächsten Dach emporgestiegen — es war das Dach des Nachbars Klempner, der in dieser späten Stunde noch sehr geräuschvolle Zeichen seines ausdauernden Fleißes gab und an einem Braukessel oder ähnlichem Kupfergeschirr höchst störend hämmerte.

Aber Merlin hatte dies prosaische Geräusch nicht gestört.

Er hatte beim Anblicke des Mondes sehr schwärmerische Gefühle kundgegeben.

Er hatte Heine und Hafis citirt.

Er hatte Aglae erzählt, daß er Florenz besucht.

Es konnte nur sein — zwischen den Worten seiner Mittheilung klang das ja so deutlich heraus — es konnte nur sein, um Florenz näher kennen zu lernen, und bei der Ergründung seines Charakters nach der Bürgschaft zu forschen, welche dieser Charakter dafür darbot, daß er Aglae's Zukunft zu einer recht glücklichen machen werde.

Florenz' Charakter hatte diese Bürgschaften dem unparteiischsten Beurtheiler, den Florenz sicherlich je finden konnte, nicht gegeben.

Nein — Florenz war . . . das wagte Merlin in ruhiger Klarheit über diese betrübende Thatsache auszusprechen . . . Florenz war zu indolent dazu; er war zu apathisch, zu ausschließlich seinen gelehrten Marotten hingegeben, um je ein Wesen wie Aglae würdigen zu können; um alle Gedanken nur auf das eine Ziel, ihr Leben so schön von Glück umkränzt zu gestalten, wie sie es verdiente, wenden zu können. Er war ein so guter und so gelehrter junger Mann; so durchaus achtbar durch sein ganzes Wesen; aber er war nicht der Mann für Aglae; das stand mit der unauslöschlichen Schrift einer tiefinneren Ueberzeugung in der Brust Merlins geschrieben.

Und war es nicht schrecklich, sich dann zu binden . . . sich vielleicht den Weg zu einer weit, weit glänzenderen Existenz, umgeben von Huldigungen in ganz anderen Lebenssphären, für ewig abzuschneiden? Gewiß, es war schrecklich; Merlin warnte; warnte mit den innigen warmen Worten einer schüchternen und schwermüthigen Freundschaft — und der Mond blickte auch so warnend schwermüthig nieder; und der Klempner trieb rein wie wild einen kupfernen Nagel nach dem andern in seinen Kessel, als ob er zeigen wolle, welch fürchterliches Ding es sei, um solch ein Zusammengenagelt- und Genietet- und Geschweißtwerden, daß keine Macht der Erde mehr es auseinanderbringt . . . was konnte Aglae am Ende thun, als sich wehmüthig und schmerzbewegt gefangen geben und die Worte zu lispeln:

„O Gott . . . ich werde Florenz Froneck abschreiben . . . ich werde es . . . ganz gewiß . . . schon morgen. . . .“

Brach Merlin dabei in einen Ruf des Entzückens aus? Zeigte wenigstens ein unendlich tiefer Seufzer dabei, wie froh seine Seele eine entsetzliche Last von sich abwälze? Nein; er that es nicht.

Ach, er war gewiß zu feinfühlend dazu. Er hätte es nicht thun können, ohne tactlos zu scheinen. In diesem Augenblick nicht! Nein, es war dies nicht der Augenblick; Aglae empfand es dankbar, welcher Beweis der Achtung für sie in dieser edlen Discretion lag! Nicht einmal zu seufzen! Es war sehr edel!

„Sie werden Herrn von Froneck einen großen Lebensschmerz bereiten, daran zweifle ich nicht“, sagte Merlin nun nach einer kleinen Pause; „um Balsam in diese Wunde zu gießen, würde ich an Ihrer Stelle so großmüthig, so hochherzig sein, alle Schuld des Bruches auf mich zu nehmen!“

„O gewiß“, versetzte Aglae — „ich will das mit Freuden! Alle Schuld! Ich trage sie auch!“

„Welche Güte!“ lispelte Merlin, zum Mond aufblickend.

Und am andern Tage erhielt Florenz jenen Brief, in welchem seine zitternde Hand den Verlobungsring Aglae's fühlte.

Elftes Kapitel.

Louise Thal.

Es war ein sehr großer und sehr schöner Hof, auf welchem Graf Thal den „Bauer“ spielte. Die Oeconomiegebäude bildeten ein Viereck — die südliche Seite dieses Vierecks wurde von dem Wohnhause gebildet, das der Graf hatte an der Stelle eines alten, nach landesüblicher Weise gebauten Bauernhauses ganz neu aufführen lassen; es sah weder aus wie ein Bauernhaus jetzt, noch wie ein Edelsitz; es war das schlichte Wohnhaus eines Oekonomen, mit weißem Verputz, mit grün angestrichenen Läden vor den Fenstern, mit einer dreistufigen Treppe vor der einfachen Hausthür.

Graf Thal kokettirte viel zu sehr mit seinem Bauernthum, um dem Wohnsitz, den er sich gebaut hatte, ein vornehmes Ansehen zu geben.

Graf Thal war ein nachgeborener Sohn eines guten, wohlbegüterten Adelsgeschlechts. Aber ursprünglich arm, als nachgeborener Sohn; und ein wenig wilder, rauher Natur, die seine Hofmeister und Erzieher vergebens zu glätten und zurechtzustutzen versucht hatten, war er von je gewesen; die Bildung, welche er auf der landwirthschaftlichen Anstalt, auf die man ihn geschickt, erhalten, hatte ihn auch nicht „beleckt“ — und als er am Ende die Erbin eines großen reichen Bauernhofes heimgeführt, sagte man, daß er sehr vernünftig gethan habe, sich so gut unter- und aus der Welt, in die er nicht passe, bei Seite zu bringen.

Wenn seine Standesgenossen dies Urtheil mit einer gewissen wegwerfenden Miene gesprochen, und wenn Graf Thal ihnen dieses Gefühl der Mißachtung reichlich dadurch vergolten hatte, daß er seinerseits mit Affektation den Edelmann von sich abthat, um nur noch als Bauer zu gelten, so hatte er am Ende eine große Genugthuung erlebt; die Genugthuung, allen denen, die auf ihn herabgeblickt, heute einen ganz bedeutenden Respekt einzuflößen. Er hatte seinen Bauernhof so verwaltet, vergrößert, verbessert, daß kein werthvolleres und

einträglicheres Gut in der ganzen Gegend war; er hatte nebenbei das Glück gehabt, einige unerwartete und sehr beträchtliche Erbschaften zu machen, und da er für sich und seinen Haushalt so gut wie nichts brauchte, aber sein Geld vortrefflich anzulegen wußte, so war Graf Thal, der Bauer Thal, wie er sich nannte, jetzt der reichste Mann in der Gegend. Er war der große Capitalist, auf den Alles spekulirte — die Gemeinde, welche Geld zu Chausseebauten brauchte, wie der abgewirthschaftete Junker, der eine letzte Hypothek auf seinen Stammsitz aufzutreiben suchte.

Graf Thal hatte zwei Kinder, einen Sohn, der zu nichts Gescheutem zu gebrauchen war, wie er sagte, eine sanfte, schwache Pflanze, nur gut, um zu studiren, sich, bei seinen wiederholten Anläufen, die Staats-Examen zu machen, abzuquälen und sich mit den abgelegten Lappen der alten Gräflichkeit eine Geltung in der Welt zu verschaffen, die er sonst nie erringen würde; und die Tochter Louise, des Vaters Freude, Stolz und Liebling und trotz ihrer leidenschaftlichen Liebe für den eckigen und wunderlichen alten Mann doch eigentlich sein kleiner Tyrann, die einzige Person

auf der Welt, durch die er sich beeinflussen und lenken ließ.

Freilich bis zu einem gewissen Grade und bis an eine gewisse Grenze, jenseits derer, wenn Caspar Thal seinen dicken, viereckigen Kopf aufsetzte, nichts mit ihm zu machen war.

Und vor einem solchen, stets mit einigen Erschütterungen des häuslichen Friedens und der ländlichen idyllischen Ruhe verbundenen Acte, wie Caspar Thals Kopfaufsetzen in irgend einer streitigen Angelegenheit war, bangte Louise gerade jetzt im Stillen.

Seit jenem Feste auf dem Schlosse Sellheim, woran Louise — wie oft hatte sie es seitdem mit Thränen an den Wimpern bereut — den Vater bewogen, Theil zu nehmen, war die fürstliche Familie von einer ganz besonderen Aufmerksamkeit für sie gewesen; Prinzeß Marie hatte ihr versichert, daß ihr ganzes Herz ihr zugeflogen sei; sie hatte ihr eine jener schwärmerischen Mädchenfreundschaften aufgedrungen;. sie hatte nicht abgelassen, bis Vater Thal seine Einwilligung gegeben, daß Louise die fürstliche Familie zum Carneval in die Residenz begleite. Vater Thal aber hatte

um so eher in eine solche Extravaganz, wie er es nannte, eingewilligt, als er es für sein verwöhntes Töchterchen, welches ihm seit einiger Zeit zuweilen auffallend blaß im Gesicht und auffallend geneigt, den einst so regsamen Mund zu halten und auffallend abgeneigt, sich dem einst so fröhlichen Muthwillen hinzugeben, vorkam, für recht ersprießlich und wohlthuend hielt, wenn sie eine solche kleine Ergötzlichkeit und Unterbrechung ihres eintönigen Lebens auf dem Hofe habe.

Aus dem allen aber war nun eine beflissene Annäherung des Fürsten Leopold gefolgt, ein Hofmachen, ein Werben endlich, das Louise Thal nicht mehr mißverstehen konnte und das sie furchtbar erschreckte.

Furchtbar erschreckte, um so mehr als sie sah, wie günstig ihr Vater dies Werben des so viel älteren Mannes als sie selbst war, aufnahm. Es schien eine wunderliche Genugthuung und Befriedigung für Caspar Thal darin zu liegen, daß sich ein achtundfünfzig Jahre zählender Mann um sein einziges, reiches, blühendes Töchterchen bewarb.

Was konnte für ihn Erfreuliches darin liegen,

daß ein solcher Mann, und wenn er auch zehnmal Fürst war, sich um die Hand seines Kindes bewarb? Gab Caspar Thal, der Bauer, etwas auf Titel, Rang und Flitter? Konnte er wirklich ein inneres Behagen dabei empfinden, wenn er, anscheinend so guter Laune, Louise mit den Bewerbungen des Fürsten neckte, dieses Mannes, der Louise eine entschiedene Abneigung einflößte, der so wenig gewinnend auftrat, so derb und plump zu sprechen pflegte und einen so wenig guten Ruf hatte, ja, was doch in Vater Thals Augen sehr ins Gewicht fallen mußte, in seinen Vermögensverhältnissen so derangirt sein sollte?

Und doch hatte die Sache etwas, das Vater Thals Herz mit Befriedigung erfüllte, es hoch und stolz aufschlagen ließ.

Das menschliche Herz ist voller Widersprüche. So sagt man wenigstens. Und doch haben diese Widersprüche zumeist ihre gute Logik.

Hatte Vater Thal sich einst von seinen Standesgenossen über die Achsel ansehen lassen müssen, hatte man ihn als eine zu ungehobelte Persönlichkeit, so zu sagen als nicht recht ebenbürtig betrachtet und mit Hochmuth behandelt, so hatte er

verdrossen und trutzig den Standesgenossen den Rücken kehren, unbekümmert den Adelsrang von sich werfen und recht mit Ostentation und breitspuriger Derbheit sich als Bauer geriren können.

Wer aber hatte dabei in sein Herz gesehen? wer hatte ermessen können, wie viel Bitterkeit und Groll es dabei in sich aufgenommen?

Und jetzt, jetzt, wo er nur noch ein Bauer war und weiter nichts sein wollte, kam der erste und vornehmste Edelmann des Landes zu ihm, auf den Bauernhof, um seine Tochter zu freien; er kam, um ihr eine Fürstenkrone zu Füßen zu legen — die Bauerntochter sollte ein Diadem tragen und höher stehen als alle das stolze Gelichter, welches einst auf Caspar Thal niedergeblickt hatte.

Das war es, was Caspar Thal mit einer gewissen höhnischen und ingrimmigen Freude erfüllte, und ihn eines Tages seiner Tochter geradezu sagen ließ:

„Sei keine Thörin und trag Dich nicht mit romanhaften Ideen. Solch ein alter Mann, der ausgetobt hat, ist gerade für Euch Weibsleute der rechte. Ein Fürstentitel wird auch nicht alle

Tage einem Bauernkind geboten. Du gehst ohnehin seit einiger Zeit wie ein naßgeregnetes Huhn umher. Das stille Leben auf dem Hof hier wird Dir langweilig — meinst Du, ich merkt es nicht? Ich denke, es wird jetzt Zeit, daß Du Dich veränderst und unter die Haube kommst! Du zuckst die Achseln, als ob ich Thorheit schwätzte? Wahrhaftig, es ist mein Ernst, Louise. . . ."

„Das thut mir leid, Vater, daß es Euer Ernst ist . . . den Fürsten nehm' ich nicht, niemals!"

„Nun, nun, sei nicht so rasch damit bei der Hand, es zu verschwören", entgegnete er, aus seiner kurzen Tabakpfeife große Rauchwolken ziehend. „Der Fürst hat mein Wort — so viel's von mir abhänge, hab' ich gesagt . . . und drum, denk ich, wirst Du Dich noch besinnen!"

Louise Thal sah mit erstaunten Blicken den Vater an, der mit der Hand übers Gesicht fuhr, ausspie, und dann weiter qualmend ruhig zur Stube hinaus ging, als hätte er von der Einsaat des nächsten Ackers geredet. Sie ließ sich auf den Stuhl am Fenster nieder und schlang in furchtbarer Niedergeschlagenheit ihre Hände in einander.

Aber eine noch größere Gemüthsbewegung erwartete sie an diesem Tage.

Sie mochte eine viertel, eine halbe Stunde lang so still und ohne sich zu regen, in ihre traurigen Gedanken verloren, da gesessen haben, als sich leise die Thür öffnete — ein Klopfen hatte Louise nicht gehört. Darum blickte sie auch nicht auf, in der Voraussetzung, ein Mädchen trete ein, das sie zu einer häuslichen Arbeit rufen wolle — man wußte ja in Küche und Milchkammer mit nichts fertig zu werden, wenn Louise Thal nicht dabei stand und es dem ungeschickten Volke vormachte, wie es sein sollte ... und so rief sie, ihren Kopf dem Fenster zuwendend, damit man den Ausdruck ihres Gesichtes nicht sehe:

„Ich komme ja schon, ich komme!“ als eine männliche, eigenthümlich gedämpfte Stimme sagte:

„Comteß Louise, darf ich bei Ihnen so ohne Ihre Erlaubniß eintreten?“

Die „Comteß Louise“ fuhr auf — sie trat einen Schritt vor, sie stand da, tödtlich bleich, und dann über und über roth werdend bis unter die Haarwurzeln. ...

„O, mein Gott“, flüsterte sie ... „Florenz ... Herr von Froneck ... Sie ...“

„Comteß Louise“, fuhr Florenz in demselben kleinlaut gedämpften Tone fort, „es thut mir unendlich leid, daß ich Sie so erschrecke ... in der That, Sie glauben nicht, wie leid es mir thut, daß ich Sie so zusammenfahren mache ... ich gestehe Ihnen gern, daß ich selbst ein wenig beängstigt zu Ihnen komme — beängstigt, daß Sie mich vielleicht nicht anhören wollten und mir Ihren Zorn zeigen würden — aber auf Ihr Erschrecken bin ich so wenig gefaßt, daß ich beinahe wieder gehen möchte, damit ...“

„Zorn?“ sagte Louise schwer und wie schmerzlich nach Athem ringend und leise, tonlos, doch klar und verständlich — sie hatte mit dem weiblichen Instinkt, der sie fühlen ließ, daß ihr Mädchenstolz völlige Ruhe und Kälte von ihr in diesem Augenblicke gebieterisch verlange, sich zu fassen gewußt. — „Zorn? weshalb reden Sie von Zorn? Zorn, um was?“

„Nun, ich meinte nur ... ich ... ich hatte das Gefühl, als hätte ich Sie beleidigt ... Sie wenigstens dächten, ich hätte es gethan. ...“

„Sie haben mich nicht beleidigt, Florenz“, sagte sie mit einem Tone, wobei ihm immer mehr das Herz sank.

Er legte den Hut ab und ging, einen Stuhl zu holen. Mit einer Stimme, worin etwas von dem Humor der Verzweiflung zitterte, sagte er dabei:

„Wenn ich Sie nicht beleidigt habe, Comteß Louise, dann darf ich mich wohl hier auf einen dieser Stühle setzen und von meinem Wege ausruhen?“

„Gewiß, dürfen Sie das . . . ich will Ihnen Erfrischungen bringen lassen und meinen Vater zu suchen gehen.“

„O nein, bitte, erfrischen Sie mich lieber mit einem freundlichen Worte . . . wollen Sie? Ich komme, mit Ihnen zu reden, muß mit Ihnen reden, und dazu — das sehen Sie ja, bedarf mein Muth der Erfrischung!“

„Und weshalb haben Sie keinen Muth, Florenz? Wenn man ein gutes Gewissen hat, dann . . .“

Louise verschluckte den Schluß der Worte, die ihr gegen ihren Willen entfahren waren — sie

hätte auch nicht weiter reden können, denn Florenz fiel mit großer Lebhaftigkeit ein:

„Nun ja, das gerade ist es — ich hatte kein gutes Gewissen — ich habe es jetzt wieder, und deshalb komme ich, mit Ihnen zu reden; aber bis dahin, wo ich geredet haben werde, wo ich noch im Lichte eines zweideutigen und falschen Betragens vor Ihnen stehe und noch nicht Alles erklärt habe — so lange fühle ich mich verlegen, muthlos und gedrückt vor Ihrem Antlitz.“

Louise warf einen schmerzlichen, fragenden Blick auf Florenz. Sie ging, sich auf ihren Stuhl am Fenster zu setzen und sagte dann wieder, hinausblickend:

„Ich wüßte zwar nicht, was Sie mir zu sagen haben könnten, Vetter Florenz. Wir sind uns im Laufe der Jahre so fremd geworden, daß es schwerlich einen Gegenstand von gemeinschaftlichem Interesse für uns noch giebt, über den Sie wünschen könnten, mir eine Mittheilung zu machen ... wenn es aber doch so ist, so reden Sie!“

„Wir sind uns fremd geworden, das ist wahr; als ich Sie damals auf dem Balle in Sellheim

wiedersah, erkannte ich Sie kaum, Louise. Seit dem Augenblicke aber waren Sie mir nicht mehr fremd, sondern — werden Sie mir nicht böse, wenn ich ganz offen spreche und die einfache Wahrheit frei heraussage — seit dem Augenblicke waren Sie mir das Wesen, was mir in der Welt am nächsten stand ... bitte, unterbrechen Sie mich nicht ... ja, Sie standen mir in der Welt am nächsten, wenn nicht Sie, doch Ihr Bild, denn Ihr Bild verließ mich keinen Augenblick mehr weder bei Tage noch bei Nacht. Denn in der Nacht träumte ich von Ihnen. Mein ganzes Wesen und Sein ging in dem Gedanken an Sie auf. ..."

„Um Gotteswillen, Florenz, Vetter Florenz Froneck!" rief hier Louise mit einem lauten aber erzwungenen Lachen, „das sagen Sie mir und am heutigen Abende noch gehen Sie wahrscheinlich zu Ihrer Braut und ...?"

„Ich habe keine Braut mehr, Comteß Louise, Gott sei gedankt, ich habe keine Braut mehr, und just deshalb bin ich hier. Just deshalb, weil ich jetzt sprechen darf. So lange ich noch eine Braut hatte, so lange war ich ihr schuldig zu schweigen

und lieber jede Mißdeutung, auch von Ihnen, über mich ergehen zu lassen, als meine Braut zu compromittiren. Die Verpflichtung hatte ich — aber sie hat ein Ende, und ich darf Ihnen endlich Alles sagen, Alles!"

„Ihr Verlöbniß mit Aglae Tronchin ist abgebrochen?" rief Louise aus.

„Für immer! Die Sklavenfessel ist gebrochen!"

„Sklavenfessel? Aber wenn sie Ihnen das war, weshalb trugen Sie sie denn, weshalb nahmen Sie sie auf sich, Florenz? Sie erscheinen mir in einem sehr, sehr seltsamen Lichte, das muß ich Ihnen offen gestehen!"

„Verachten Sie mich?"

„Reden Sie erst weiter! Beantworten Sie meine Frage."

„Weshalb ich meine Fessel auf mich nahm, wollen Sie wissen? Aus zwei Gründen. Der erste war, weil ich glaubte, Aglae liebe mich, ich habe diese Neigung unvorsichtiger Weise gehegt und ich wäre ein gewissenloser Mensch, wenn ich ihr nun durch das Geständniß der Wahrheit das Herz bräche. Ich weiß nicht, war das Schwäche oder Gutmüthigkeit. Wofür halten Sie es? Sie?"

„Das kann ich nicht entscheiden“, sagte Louise. „Ich sehe nur, daß Sie eingestehen, Aglaens Neigung genährt zu haben.“

„O, mein Gott, ja, aus reiner Dummheit, aus reiner Arglosigkeit, Louise!“ rief Florenz laut und eifrig aus. „Ich dachte nicht im Traum daran, daß ich, ich irgend einem weiblichen Wesen gefährlich sein könne, oder daß Aglae mein Betragen auslegen würde, wie sie es gethan hat!“

„Eine solche thörichte Arglosigkeit ist freilich etwas, was man Ihnen schon zutrauen könnte, Florenz! Und nun Ihr zweiter Grund?“

„Mein zweiter Grund war der Wille meiner Mutter. Und Rücksicht auf die Ruhe meiner Mutter. Hätte ich der Fessel, welche man um mich legte, mich entzogen, so würde meine Mutter vielleicht schmerzlich darunter zu büßen gehabt haben. Ich muß annehmen, daß Frau Tronchin eine gewisse Gewalt über sie besitzt, und Frau Tronchin wollte eben — mich zu ihrem Schwiegersohne.“

„Ich weiß nicht“ — sagte Comteß Louise kopfschüttelnd — „das hört sich Alles ganz gut an — aber Ihre Gründe scheinen mir doch schwach!“

„Möglich! Vielleicht habe ich geirrt; vielleicht war ich ein Thor, mich in eine Situation zu finden, welche mir eine vollständige Hölle war; welche mich oft dahin brachte, mir den Tod zu wünschen. Vielleicht habe ich nicht einmal den Trost, mir zu sagen, ich that Recht, daß ich so litt! . . .“

„Nun“, antwortete Louise, wie es schien, von Florenz Worten beinahe gerührt — „es mag das ja doch sein . . . ich will ja nicht darüber urtheilen . . . ich bin ja auch gar nicht berufen, darüber zu urtheilen, denn mich geht das Alles ja gar nichts an, und wie wir Ihre Verlobungskarte erhalten haben, Vetter Florenz, so höre ich jetzt, daß diese Verlobung rückgängig geworden ist — als theilnehmende Bekannte und Verwandte, wenn Sie wollen. . . .“

„Louise!“ rief hier Florenz schmerzlich aus — „kann das Ihr Ernst sein? Können diese kalten Worte aus Ihrem Herzen kommen — o, mein Gott, wie arg, wie bitter würde ich dann bestraft . . . und — ich verdiente es am Ende!“

Er schwieg und sank ganz gebrochen und muth-

los zusammen, die Hände zwischen seinen Knieen pressend und auf den Boden blickend.

Comteß Louise betrachtete ihn eine Weile, wie er so dasaß. Anfangs mit ernster Miene, wie prüfend, forschend. Und dann mehr wie theilnahmevoll, wie mit einem gewissen Mitleid. Und dann brach sie plötzlich in Lachen aus.

„Sie lachen?“ fuhr Florenz auf.

„Soll ich es denn nicht, wenn ich Sie so da sitzen sehe?“ antwortete Louise. „So vollständig, wie ein Häufchen Unglück. So ganz, wie das berühmte Milchmädchen aussehend, das seine Scherben anblickt und . . .“

„Wenn Sie lachen, so ist Alles gut“, sagte lebhaft Florenz . . . „ein Mädchen, das lacht, zürnt nicht mehr.“

„Ich habe Ihnen ja gesagt, ich bin nicht im Entferntesten zornig auf Sie“, fiel Louise wieder ernster werdend ein — „wie kommen Sie nur auf den Gedanken?“

„Gut denn, gut denn, Sie sind nicht zornig, Louise, und werden auch nicht zornig, wenn ich nun weiter rede und Ihnen sage, daß ich nur Sie geliebt habe, nur Sie auf Erden lieben kann,

daß ich hier bin, um von Ihrem Munde zu hören, ob ich überhaupt noch soll weiter leben können oder nicht — o hören Sie es, die Monate, welche hinter mir liegen, waren die einer vollständigen Hölle, Alles, was ich mir vorsagte von Resig=nation, Pflichterfüllung, Menschenschicksal, Philo=sophie, das änderte die Thatsache nicht, daß höher in mir die Leidenschaft für Sie, die unbezwingliche, unsägliche, stachelnde, unselige Sehnsucht nach Ihnen stieg . . . und nun, nun bin ich frei . . . da lesen Sie's selbst, da ist der Brief Aglae's, der mich frei giebt und zugleich das Zeugniß für mich enthält, daß ich Sie nicht getäuscht habe . . . lesen Sie's selbst und dann, wenn Sie gehört haben, daß ich, sobald ich diesen Brief in den Händen gehalten, mich auf den Weg zu Ihnen gemacht habe, um von Ihren Lippen zu hören, ob ich leben oder sterben soll . . . dann, dann sprechen und entscheiden Sie!"

Diese leidenschaftlich hervorgesprudelten Worte machten nun freilich Louise Thal im Lachen auf=hören und sehr ernst aussehen.

„Wissen Sie, Vetter Florenz", sagte sie nach einer Weile, ihn aufrichtig und groß anblickend,

„daß ich Sie für einen recht schlechten, ruchlosen und falschen Menschen gehalten habe?“

„Gewiß, gewiß, das mußten Sie ja . . . was wußten Sie davon, wie ich . . . nun, weshalb soll ich nicht den rechten Ausdruck gebrauchen? . . . ich glaube, ich darf es . . . wie ich eingefangen worden war!“

„So etwas wußte ich doch davon — und das ist eben Ihr Glück“, antwortete Louise, ihr Gesicht von ihm abwendend. „Im Anfang, nach jenem Feste in Sellheim, wußte ich es nicht; und damals machte ich mir nichts, gar nichts, nicht das mindeste daraus; ich sagte mir: ei, was geht mich dieser abscheuliche, leichtsinnige, unzurechnungsfähige Mensch, dieser Florenz, der nicht weiß, was er sagt und was er thut, an? Nichts, nichts geht er mich an, ich will gar nicht an ihn denken; er soll für mich gar nicht mehr auf der Welt sein! Nachher aber, sehen Sie, da erzählte mir Prinzeß Marie von den Tronchins und von Ihnen und wie man in Sellheim über Sie rede und was man sich erzähle, auf welche Weise man die Verlobung eigentlich zu Stande gebracht. . . .“

„Darüber hat man in Sellheim gesprochen

und Prinzeß Marie wußte es?“ fragte Florenz überrascht.

„Worüber sprechen die Leute und was erfahren sie nicht? Und Prinzeß Marie erfährt Alles, was in Sellheim vorgeht . . . sehen Sie, Florenz, und seit dem Tage, daß ich Prinzeß Marie so reden hörte, seit dem Tage thaten Sie mir leid und die Geschichte kam mir doch sehr tragisch und melancholisch vor und lag mir auf dem Herzen . . . und . . . und ich hätte Sie gern einmal ge=sprochen. . . .“

Florenz ließ sich auf ein Knie vor Louise nieder.

„Louise“, sagte er weich . . . „Sie sind mir also doch noch ein wenig gut?“

„Wie man es solch einem einfältigen Vetter ist“, sagte sie, den Ton plötzlich wechselnd und ihm einen leichten Schlag an den Kopf gebend. „Stehen Sie nur auf“, fuhr sie in demselben, wie befehlenden und strafenden Tone fort . . . es schien, Comteß Louise hielt ein wenig mehr Strafe für Florenz doch noch zweckmäßig . . . „stehen Sie nur auf; was wollen Sie jetzt von mir? . . .

wissen Sie denn nicht, daß ich den Fürsten Rosenstein heirathen werde?“

„Louise!“ fuhr Florenz wie entsetzt auf — „das ist nicht möglich, das kann nicht sein!“

„Weshalb nicht?“

„Sie . . . und Er!“

„Fragen Sie nur meinen Vater!“

„Das will ich — ja, ich will ihn fragen!“

„Da kommt er eben“, sagte Louise. Und in der That, die Thür öffnete sich und Graf Thal trat ein.

Trotz des rauhen Wetters trug er einen weißen Leinenrock und einen Strohhut, den er nicht abnahm, als er Florenz mit einem Kopfnicken begrüßte:

„Sieh da“, rief er eben nicht sehr freundlich aus . . . „was bringt Sie denn einmal her, Froneck? . . . Sie sind's ja wohl!“

„Ich bin's, Graf Thal . . . und so erschüttert von dem, was eben Comteß Louise mir sagte, daß ich nicht anders kann, als ausrufen: nicht wahr, Graf Thal, es ist nicht möglich, daß Sie daran denken können, Louise dem Fürsten Leopold Rosenstein zu geben?“

Ueber Graf Thals derbe und feste, wie aus hartem Holz geschnitzte Züge flog ein Ausdruck von grimmigem Mißvergnügen.

„Würde das Ihre Billigung nicht finden, Herr Vetter von Froneck?“ sagte er.

„So wenig, wie die der ganzen Welt!“ rief Florenz außer sich.

„Von der Welt ist nicht die Rede, mein Lieber!“ versetzte Thal . . . „ich hab schon früher einmal gezeigt, daß ich mich um die Welt und ihr Urtheil verdammt wenig scheere! Nach Ihrer Billigung habe ich gefragt, und es nimmt mich Wunder, daß Sie so hitzig dawider sind . . . Sie haben sonst nicht so viel Theilnahme für Louise gezeigt, Vetter Froneck!“

Thal sah den Vetter Froneck bei diesen Worten äußerst scharf an und dann in die Augen seiner Tochter, die unter diesem Blicke plötzlich erröthend sich fragte, ob ihr Vater die Lage der Dinge durchschaue, ob er ein Auge gehabt für die Vorgänge auf dem Sellheimer Feste und einen Schlüssel für das stille Leiden seines Kindes nachher . . . es lag etwas, was sie plötzlich ahnen ließ,

dem sei so, in der scharfen und vorwurfsvollen Art, womit Thal seine letzten Worte sprach.

„Ich — ich bin hitzig dawider", rief unterdeß Florenz aus, „und sage es, wie ich's denke, Vetter Thal, weil Sie mich fragen. . ."

„Was haben Sie wider Fürst Rosenstein? . . . Sie kennen ihn ja kaum!"

„Und Sie, Vetter Thal, Sie kennen ihn auch nicht, wenn Sie daran denken können, seine Bewerbungen um Comteß Louise zu unterstützen' . . ."

„Ist er etwa kein Fürst . . .?"

„Ein Fürst, ja mit einem sequestrirten Fürstenthum. . ."

„Die Sequestrationsangelegenheit werden wir schon in Ordnung bringen", fiel Thal ruhig ein. „Man kann in vorübergehende Mißlichkeiten gerathen und doch ein Ehrenmann sein. . ."

„Und sind Sie so sicher, daß der Fürst das ist?"

„Was, ein Ehrenmann? Sie werden nicht behaupten wollen, daß er das nicht sei, Vetter Froneck?"

„Bevor ich darüber etwas sagen könnte, müßte

ich wenigstens erst wissen, was er mit seiner Nichte begonnen hat. . . ."

„Mit seiner Nichte . . . was heißt das?"

„Mit seiner Nichte, mit Fräulein Rosas, der Dame, die in Mildenstein wohnte, ehe er mit ihr in die Stadt zog . . ."

„Was reden Sie da . . . das ist seine Nichte?"

„Seines älteren verschollenen Bruders einzige Tochter, die rechtmäßige Erbin von Allem, was er besitzt . . . und die jetzt plötzlich spurlos verschwunden ist!"

„Alle Teufel . . . was sind das für Neuigkeiten . . . Sie sind wohl nicht recht bei Trost, Vetter Froneck?"

„Ich sage Ihnen die einfache Wahrheit!"

„Daß Fürst Leopold Rosenstein eine Verwandte, die bessere Rechte auf Sellheim besaß, als er, habe verschwinden machen?"

„So sagt ich! Sie hörten von Fräulein Rosas?"

„Hab' davon gehört. Und sie wäre . . ."

„Sie ist des Fürsten Nichte, die Tochter seines älteren Bruders, Ulrich Rosenstein . . ."

„Des verschollenen, für todt erklärten Bruders Ulrich?"

„So ist's . . . sie ist, nachdem der Fürst sie in die Residenz geführt, nachdem sie dort mit dem Herzog befreundet worden, nachdem die Gefahr entstanden, daß diese Verbindung mit dem Herzoge ihr zu ihrem Rechte auf die Sellheimschen Besitzungen verhelfen würde, plötzlich, Nachts, spurlos verschwunden!"

„Alle Wetter", rief Graf Thal aus, „ist das wahr?"

„Gehen Sie in die Residenz . . . Sie werden aus Jedermanns Munde hören, ob es wahr ist!"

Graf Thal sah äußerst betroffen zu Boden.

„Man muß aber doch", sagte er dann, „Niemand verdammen, bevor man ihn gehört hat."

„Sehr wahr; also gehen Sie selbst, ihn zu fragen, ihn zu hören . . ."

„Das soll geschehen. Ich werde mit dem Fürsten reden und ihn offen fragen, ob er sich verantworten kann!"

„Ich bitte Sie dringend, das zu thun, Graf Thal!" entgegnete Florenz . . . „und noch mehr, ich bitte Sie, sich des armen verschwundenen jungen Mädchens anzunehmen und aus dem Fürsten herauszubringen, wo sie sich befindet. Sie sind

der Einzige, der den Muth haben wird, ihm ins Gewissen zu reden und ihm offen die Wahrheit zu sagen", fuhr Florenz nach einer Pause fort, als er sah, daß Graf Thal nicht antwortete.

„Ja, ja", sagte dieser jetzt . . . „ja, ja — das werde ich, ich werde sehen, ich werde sehen, was an dem Allen ist! Erzählen Sie mir Alles, was Sie irgend von der Sache wissen."

Florenz wiederholte ihm, was er von Merlin gehört; er schloß mit der Hervorhebung dessen, was er diesem versprochen hatte, durch Graf Thal zu erreichen, wenn es möglich sei.

„Wenn Sie aus dem Fürsten herausbrächten", sagte er, „wo er das Mädchen verborgen hat, so würden Sie vielleicht ihr Lebensretter sein; denn wer kann es wissen, in welcher fürchterlichen Lage . . ."

„Das sind — romantische Phantasien, Vetter Florenz, romantische Phantasien! Man steckt heut zu Tage die Leute nicht mehr in Verließe, nicht einmal mehr ins Kloster . . . aber Licht will ich haben, und ich bekomm's, darauf verlassen Sie sich!"

Graf Thal stand auf und stapfte mit schweren Schritten zum Zimmer hinaus.

„Was wird er thun?“ fragte Florenz.

„Was er thun wird? Er wird wahrscheinlich sogleich zum Fürsten reiten, und daß er's bei dem praktisch angreift, darauf verlassen Sie sich“, entgegnete Louise. „Er kommt entweder heim mit den klarsten Beweisen, daß der Fürst unschuldig ist, oder er weiß auch, wo dieses Fräulein Rosas steckt!“

„Und . . .“ sagte Florenz nach einer Pause schüchtern . . . „und womit kehre ich jetzt heim, Louise . . . mit der Hoffnung, daß Sie mir verziehen haben . . . mit der Gewißheit, daß Sie mir ein klein wenig wieder gut sind . . . daß Sie mir erlauben, hierher zurückzukehren und . . .“

„Zurückzukehren . . . um mir dann stets von Neuem solche schöne, leidenschaftliche Reden zu halten, wie ich sie eben gehört habe, Vetter Florenz?“ antwortete Louise mit leichtem Erröthen; . . . „wahrhaftig, das können Sie nicht verlangen! Ich bin so gar nicht darauf eingerichtet, solche Reden zu beantworten . . . und ich fürchte mich ganz entsetzlich davor . . . machen wir's einfacher, Florenz; da Sie an schönen Reden jetzt das Nö-

thige geleistet haben, so fahren Sie nicht darin fort . . . wollen Sie mir das versprechen?“

„Und wenn ich's verspreche, was gewähren Sie mir dafür, Louise?“

„Muß ich denn etwas dafür gewähren? — Ah, sehen Sie da“, fuhr sie durchs Fenster blickend fort, „der Vater läßt sein Pferd herausführen, er reitet nach Sellheim; wir werden also hier Tête-à-Tête diniren und da will ich Ihnen Ihre Lieblingsspeisen machen lassen und zum Nachtisch sollen Sie von den Beurre-gris-Birnen haben, die Sie früher so gern aßen — ist das genug „Gewährung“ — sind Sie damit zufrieden?“

„O — Sie wollen mich hier halten?“

„Man läßt einen Vetter doch nicht so ungespeist und ungetränkt abziehen!“

„Auch nicht, wenn er ein Freier geworden ist?“

„Just dann am wenigsten . . . man muß, wenn man auch nicht weiß, was man auf seine Worte sagen soll, doch etwas thun, um ihm zu zeigen . . .“

„Zu zeigen? . . . was zu zeigen? . . . o reden Sie weiter, Louise!“ rief Florenz aus, indem er

ihre beiden Hände ergriff und sie an sich ziehen wollte.

Sie entwand sich ihm und lachend ausrufend:

„Daß man weiß, er ißt noch immer gern die alten Süßigkeiten ----“ entwischte sie und lief zum Zimmer hinaus.

In den Nachmittagsstunden — Florenz und Louise hatten bis dahin volle Zeit gefunden, sich im Tone des alten Verkehrs, halb im Scherz, halb im Ernst, zu verständigen und Louise hatte sogar sich einmal ein wenig in Rührung gesprochen und ein paar Thränen aus den Wimpern gewischt, als sie Florenz gestanden, wie entsetzlich unglücklich sie gewesen in der Zeit, wo sie habe denken müssen, Florenz sei der schlechteste und falscheste Mensch auf Erden, und Florenz hatte darauf sein Versprechen, keine leidenschaftlichen Reden mehr halten zu wollen, vergessen und hatte, ihre Hände mit stürmischen Küssen bedeckend, ihr einen ganzen Strom von leidenschaftlichen Worten gesagt — in den Nachmittagsstunden also kehrte Graf Thal zurück.

„Dummes Zeug . . . Lügen, Alles Lügen, Vetter Florenz!“ waren die ersten Worte, die

Graf Thal ausrief, als er in das Wohnzimmer trat.

Dabei warf er Hut und Reitpeitsche fort und streckte, sich in einen Armstuhl niederlassend, die beschmutzten Stiefel von sich.

„Der Fürst“, fuhr er fort, „mag sein, wie er will — aber an dieser Geschichte ist er unschuldig — auch habe ich ihm fest gelobt, ihm mein Versprechen zu halten!“

Florenz erblaßte bei diesen letzten Worten Thals. Er sah erschrocken Louise an.

Auch über Louisens Züge flog ein Ausdruck von Unruhe. Aber mit einem gewissen Trotze sagte sie:

„Und welches Versprechen willst Du ihm denn halten, Papa?“

„Nun das, was ich ihm längst gegeben und heute wiederholt habe. Damit allein habe ich ihn ja fassen können ... ich habe ihm gesagt: entweder — oder! Entweder die ganze völlige Wahrheit über diese Angelegenheit, oder was wir abgemacht, gilt nicht!“

„Mein Gott“, konnte sich Florenz nicht enthalten, im tiefsten Schrecken hier auszurufen —

„Sie haben also wirklich schon mit ihm abgemacht, daß Louise seine Frau werden soll? . . .“

Graf Thal sah anscheinend sehr verwundert Florenz an.

„Ei zum Teufel, Vetter Florenz, was kümmert Euch das?“

„Das kümmert Vetter Florenz sehr viel, Papa!“ fiel hier Louise ein, „denn Du mußt wissen, daß es eigentlich meine Absicht ist, ihn zu nehmen und nicht Deinen alten Fürsten, den ich nun einmal nicht mag.“

Louise sprach das mit einem gewissen koketten Tone kindlichen Trotzes und Eigenwillens, obwohl sie innerlich dabei äußerst beklommen und ihr Gesicht sehr blaß war.

Graf Thal blickte von ihr zu Florenz, und von Florenz auf Louise. Seine Miene spiegelte dabei die unverholenste Verwunderung.

Dann lachte er plötzlich laut auf.

„Nun, das habt Ihr ja schnell zusammen abgemacht!“ rief er aus.

„Das haben wir, Papa — schnell — aber auch fest!“

„Fest? Sieh, sieh! Und mein Versprechen?“

„Das mußt Du Dir aus dem Kopfe ſchlagen, das mußt Du nun einmal zurücknehmen, Papa — es geht nicht anders! Du wirſt Dein Töchterchen nicht unter die Erde bringen wollen . . . vor Kummer, vor Angſt, vor Gram, vor Verzweiflung . . .“

Um Graf Thals Mund zuckte ein ſpöttiſches Lächeln.

„Vetter Florenz“, ſagte er, ſich an dieſen wendend — „Sie reden ja nicht — weshalb verlangen Sie denn nicht auch von dem alten Thal, der ſich ſein Leben lang an den Satz gehalten hat: „ein Mann, ein Wort!“ er ſoll ſein Verſprechen, ſein feierlich gegebenes Wort brechen?“

„Ich denke, Graf Thal, es war nicht recht, ein ſolches Wort ſo feierlich zu geben, wenn . . .“

„Es iſt aber einmal gegeben“, rief Graf Thal aus, „und der Teufel holt mich, wenn ich's nicht halte, und ich will ſehen, was Ihr dawider habt, Ihr thörichten beiden Kinder — meint Ihr denn, es handle ſich dabei um Euch? Meint Ihr, Vetter Florenz, ich hätte meine Tochter wie eine Leibeigene verkauft, und wenn ſie ſich jetzt in ihren thörichten, eigenſinnigen, dummen Kopf ſetzt, Euch

zu nehmen, so würde ich ihr wie einer Leibeigenen den eigenen Willen austreiben wollen und sie zwingen, Jemand zu heirathen, den sie, wie sie sich ausdrückt, „nicht mag“? Ihr kennt mich nicht, Vetter Florenz, so viel sehe ich . . . Zureden, rathen, ihnen zeigen, wo ihr Bestes liegt, kann man seinen Kindern . . . aber, wenn sie hernach nicht wollen, sondern lieber irgend einen dummen Streich auf eigene Kosten und Gefahr ausführen — so muß man sie laufen lassen!“

Louise war aufgesprungen, um ihren Papa stürmisch zu umarmen.

„O welch lieber, guter, süßer Papa Du bist, mich laufen lassen zu wollen, um einen dummen Streich auf eigene Kosten und Gefahr zu machen!“ rief sie aus.

Florenz ergriff des Alten Hand und war in seiner Freude versucht, sie an seine Lippen zu ziehen.

„Nun, nun, laßt mich nur“, sagte Thal, sie herzlich anblickend — „machen wir Eins nach dem Andern ab — setzt Euch nieder auf Eure Plätze und laßt mich in Ruh — also Ihr habt die Zeit, die ich zum Ritt nach Sellheim brauchte,

so wacker benutzt, Euch hinter des Papas Rücken ohne Weiteres zu verloben?“

„Ja, Papa“, versetzte Louise, trotz seines Befehles neben ihm stehen bleibend und ihre Wangen auf seine Schulter legend — „so etwas, mußt Du wissen, kann man am Besten abmachen, wenn der Papa nicht zu Hause ist.“

„So, so — aufrichtig ist das Kind, das muß selbst ihr beschwindelter Papa ihr lassen!“ sagte Thal, mit der breiten Hand zärtlich über Louisens Scheitel fahrend . . . „aber was sagen Ihre Eltern dazu, Florenz? . . . und zum Teufel, da fällt mir ein, ich habe ja gehört, Sie sind . . .“

Louise schloß mit einer raschen Handbewegung ihres Papas Mund.

„Was, soll ich nicht weiter reden?“ sagte er, sich frei machend.

Sie schüttelte heftig den Kopf.

„Nun, meinethalb“, sagte Thal achselzuckend; „es scheint das also eine abgethane Geschichte? Und mich geht's weiter nicht an! — Aber wissen Sie, Florenz, es ist doch eine ernste und wichtige Sache, das Verloben, und bevor wir weiter darüber reden, möchte ich sie mir doch überlegen;

und da Sie ein unpraktischer Mann, ein Gelehrter sein sollen, wie man sagt, so denk ich, es ist das Beste, Sie senden morgen Ihren Papa heraus, damit wir Alten vernünftig darüber verhandeln; wollen Sie das?"

„Sicherlich — ich weiß, daß mein Vater mit Freuden kommen wird . . ."

„Aber, Du böser Papa", rief hier Louise aus — „weshalb hast Du uns denn vorhin so erschreckt mit Deinem Gerede von einem festen Versprechen, daß Du halten müßtest?"

„Nun ja, nun ja, hab ich denn nicht auch dem Fürsten ein Wort gegeben? . . ."

„Und welches denn?"

„Das Wort, daß ich ihm helfen und beispringen wolle, um ihn vor dem Ruin durch eine fremde Verwaltung seiner Güter zu bewahren, die dieselben zu Grunde richten würde, um möglich rasch möglichst viel Geld zur Befriedigung seiner Gläubiger daraus zu schlagen. Es braucht nur eine vernünftige Wirthschaft in Sellheim einzutreten, und in sechs bis acht Jahren ist Alles wieder ins Gleiche gebracht. Der Gellenberg hat die besten Einrichtungen getroffen, die vernünftig-

sten Meliorationen eingeleitet, man braucht nur Geduld zu haben und in drei bis vier Jahren bringen diese neuen Anlagen die schönsten Früchte. Die Einkünfte werden sich um ein Viertheil, vielleicht ein Drittheil erhöht haben, bevor vier Jahre vergangen sind. Ich habe längst mir den Gellenberg im Stillen beobachtet — dem Manne muß das Ganze anvertraut bleiben, und ich will das Geld vorschießen, um die Gläubiger den Sequestrationsantrag zurücknehmen zu lassen. Dagegen verpflichtet sich der Fürst, für sich jährlich nur 12,000 Gulden zu brauchen und keinen Heller mehr. Das haben wir abgemacht und darauf hat er mein Wort."

„Ach, das war's!" rief Louise aus.

„Das war's, und das Wort will ich halten, auch wenn Du nicht Fürstin von Sellheim wirst, woran ich freilich bei der ganzen Verhandlung ein wenig gedacht habe. Aber der Mensch denkt und — Gott lenkt — zuweilen auch solch ein eigensinniges Töchterlein, das seinen Kopf aufsetzt . . . und wenn der Kopf dann gar so hübsch trutzig und keck aussieht, wie jetzt der Deine — nun, dann giebt der Mensch, d. h. der Papa nach!"

Louise Thal küßte diesen gutmüthigen „Menschen“ auf die Stirne, während Florenz lebhaft fragte:

„Und dies Versprechen war es, das Sie zurücknehmen zu wollen drohten, wenn Fürst Rosenstein Ihnen wegen Antonie Rosas nicht volle Rechenschaft ablege?“

„Das war es“, fiel Graf Thal ein. „Ich habe ihm gesagt: Durchlaucht, ich muß wissen, mit wem ich zu thun habe! Ist wahr, was man mir berichtet hat, so ziehe ich mich zurück. Sprechen Sie offen; mein Rücktritt compromittirt Sie heute noch nicht, denn Niemand weiß noch um das, was wir abgeredet haben. Kommt die Sache später aber doch aus und ich ziehe mich dann von Ihnen zurück, so sind Sie völlig ruinirt und gerathen ganz ins Unglück! — Der Fürst hat mir darauf mit der größten Offenheit den ganzen Hergang erzählt, Alles, Alles — und danach halte ich meine Hand ins Feuer darauf, daß er an dem Verschwinden des jungen Mädchens völlig unschuldig ist. Wenn jemals ein Mann über eine Sache mit dem Tone der Wahrhaftigkeit zu mir geredet hat, so war er es. Er hat mir Alles eingeräumt,

was ihm Fatales, Bedrängendes und Beängsti=gendes in der Erscheinung des jungen Mädchens gelegen; er hat mir aber auch eingeräumt, daß er eine Fortsetzung ihres Verhältnisses zum Herzoge gewünscht habe: denn er habe die Hoffnung ge=hegt, der Herzog werde sie so stellen, daß sie auf die Eigenthumsübertragung von Mildenstein ver=zichten würde, was der Fürst als Sitz für seine alten Tage, als sein Altentheil, nicht ungern be=halten hätte. Doch habe er bereitwillig dem Drängen des Herrn von Gellenberg, die Ver=schreibung vorzunehmen, nachgegeben, als das junge Mädchen plötzlich zu seinem tiefen Erschrecken und Bedauern verschwunden sei! Es ist so, Florenz", schloß Graf Thal — „ich verbürge mich mit mei=nem Wort, daß der Fürst die Wahrheit sprach!"

„Nun, dann bin ich gern zufrieden", ant=wortete Florenz, in Gedanken sich sagend, daß mit diesem Ergebniß auch Merlin werde zufrieden sein müssen, wenn er sich auch dadurch nicht für das, was er für Florenz gethan und bewerkstelligt, belohnt halten werde. — —

Florenz konnte bei den jetzigen Verhältnissen nicht in Versuchung gerathen, das Tronchinsche

Haus zu besuchen, um Merlin mündlich diesen Erfolg zu berichten. Als er nach Froneck heimgekehrt war, beschränkte er sich darauf, ihm zu schreiben. Er theilte ihm ausführlich mit, was Graf Thal ihm von seiner Unterredung mit dem Fürsten erzählt und wie völlig überzeugt von der Unschuld des Letzteren jener zurückgekehrt; und wie es ja auch zu sehr im Interesse des Fürsten gelegen, dem Grafen Thal, der seinen Rettungsanker abgeben wolle, in allen Dingen nur die vollständigste Offenheit zu zeigen, als daß man noch Zweifel hegen könne.

„So", schloß Florenz seinen Brief, „glaube ich mit einer sichern Auskunft das, was Sie für mich gethan haben, lohnen zu können. Trotzdem freilich erkenne ich mich auf immer noch für Ihren Schuldner, denn ich verdanke Ihnen, um nichts zu verhehlen, das Glück meines Lebens. Sie haben mir die Freiheit gegeben, Sie haben von meinem Herzen die Last, die es zerdrückte, und von meinen Lippen das Schloß genommen, welches sie zum Schweigen zwang. Ich habe geredet . . . und ich bin glücklich wie es je ein Mensch werden kann!

„Außerdem haben Sie, indem Sie so unerwartet, so wie ein deus ex machina zu mir kamen und meinem Schicksal eine ganz unerwartete Wendung gaben, mir einen Triumph, der nicht wenig meinen Ueberzeugungen, wenn Sie wollen, meiner Eigenliebe schmeichelt, gegeben. Sie haben mir eine glänzende Bestätigung meiner Lebensanschauung gebracht und die etwas fatalistische Philosophie in mir bestärkt, womit ich glaube, daß wir Sterblichen immer am Besten thun, ohne viel Sträubens und Widerstrebens unser Loos aus der Götter Händen entgegen zu nehmen und uns mit innerer Seelenruhe der Führung jener Macht zu überlassen, die nach ihren eigenen Absichten und Gedanken das Menschenschicksal regelt. Es gab eine Zeit, wo ich in Folge dessen, daß ich mich zu strikt nach diesem Lebensprincip gerichtet, sehr unglücklich war — und heute geben Sie mir die glänzendste Rechtfertigung desselben. Es ist also am Ende doch wahr, was ein alter Vers sagt:

Uns alle führt das Glück gebunden durch das Leben —
Sanft, wenn wir vorwärts gehn, rauh, wenn wir widerstreben."

Als Merlin diesen Brief erhielt, las er ihn

mit sehr düstrer Miene durch, und warf ihn dann zornig auf den Tisch.

„Wäre ich also wirklich auf falscher Fährte?“ sagte er sich, dabei heftig auf und ab schreitend. „Dieser Oberförster Caspary betheuert, nicht das mindeste Verdächtige erspäht zu haben ... die Correspondenz des Fürsten, die der Postmensch mich controliren läßt, deutet nicht auf das Geringste hin, was meine Voraussetzung bestätigte — es ist nichts darunter, was irgend einen Argwohn erwecken könnte! Und nun diese Versicherung noch! Zum Teufel, ich glaube, ich thue am besten, ich lasse meinen Verdacht fahren und lasse Brutus einen ehrenwerthen Mann sein, und ... rette mich aus der gefährlichen Nähe Fräulein Aglae's ... die Situation hier könnte sonst für mich unbequem werden! Die nächtlichen Rendez-vous im Park mit Prinzessin Marie werden mir, ehrlich gesagt, auch ein wenig langweilig ... sie sagt, sie sei mein mit Leib und Leben ... ma foi, oui ... ça se donne à vous comme un sac d'or cacheté au sceau de la vertu! Il vaut mieux déguerpir!“ —

Nach diesem kleinen Monologe begann Merlin

rasch entschlossen seinen Koffer zu packen, um zu seinem Herzoge zurückzukehren und zu hören, was dieser unterdeß über Antoniens Flucht ermittelt haben könne.

Für Prinzessin Marie hatte er eine Ausrede, um seine plötzliche Abreise zu erklären, schon in Bereitschaft. Ein wenig ängstlicher wurde ihm zu Muthe beim Gedanken an den Abschied von Aglae ... aber auch dem ließ sich ja entgehen, wenn Merlin vorgab, nur auf wenige Tage in die Residenz zu müssen — von dort aus ließ sich dann ja schreiben, daß man nicht zurückkehre, und zwischen den Zeilen konnte man lesen lassen, daß man an nichts weniger mehr denke, als an gewisse Spaziergänge im blassen Mondscheine!

Zwölftes Kapitel.

Also doch!

Während Merlin in dieser Weise die Verfolgung Antoniens in der Richtung, welche er dabei eingeschlagen, aufgiebt, wenden wir uns einem andern ihrer Verfolger zu, der glücklicher sein sollte als er.

Es war am fünften Tage nach der Flucht Antoniens von dem Feste auf der Schomburg, als Dorn um die Nachmittagsstunde in ein Gebirgsthal hinabwanderte, das sich freundlich und lachend im Sonnenglanze eines schönen Tages, der schon eine Fülle von Frühlingsahnungen gebracht, vor ihm ausbreitete.

Er hatte das rauhere Hochgebirge hinter sich gelassen; was das Thal umgrenzte, waren gegen die schneebedeckten Kuppen in seinem Rücken nur

noch Hügel, die die Cultur bewältigt und bis zu halber Höhe mit grünen Ackerfluren belegt hatte, während Waldung die Gipfel bedeckte.

Die Heerstraße zog sich durch das Thal, schlängelte sich durch einen langen, aus zwei Reihen freundlicher Häuser bestehenden Ort, und stieg jenseits an der Bodenerhebung wieder empor.

Dorn richtete wie fragend seine Blicke auf die Stelle dort, wo die Chaussee wie ein schmaler grauer Streif sich in eine waldige Schlucht drüben verlor.

„Was liegt nun dahinter, da jenseits dieses Bergzuges?“ fragte er sich im Stillen. — „Ein Thal wie dies, und dann hinter dem wieder eins! Narr, der ich bin! Wenn ich noch das Geld hätte, so weiter bis gen Prag zu laufen, so wär's doch noch ein Ziel. Aber so weit reicht's nicht; und ich, statt längst heimgekehrt zu sein, satt von wüsten Gebirgsbildern und matt vom Auf- und Abklettern laufe immer weiter hinter dieser Chimäre drein — dieser Hoffnung, das entlaufene Fräulein zu entdecken — wie gepeitscht von einer Manie, wie ein Verrückter, der einer fixen Idee nachläuft! Wahrhaftig, ich wollte, es käme ein königlich

kaiserlicher Grenzjäger, Gendarm oder ähnliches Polizei-Institut und dirigirte mich auf dem Schub in die Heimath zurück . . . so hätte die Tollheit doch ein Ende! Wenn dieser verdammte Gellenberg mir nur die fixe Idee nicht in den Kopf gesetzt hätte; es ist, als hätte er mir einen spiritus familiaris aufgehalst — einen spiritus familiaris in den Beinen, in die die Rastlosigkeit gefahren! Immer weiter und immer weiter renne ich und frage in jedem Dorfe, jedem Wirthshause nach einem schönen Fräulein in blauseidenem Kleide, ob es nicht zu Fuße und mutterseelen-allein des Weges gekommen? . . . und wenn dann die Leute den Kopf schütteln zum Nein und nebenbei über meine Verrücktheit — dann werde ich roth und stottere und mache mich aus dem Staube, um nur nicht zu hören, wie sie hinter mir drein lachen. Ob's jedem andern Menschen so gehen könnte, daß ihn die Manie, einem Weibe nachzulaufen, von dem er nichts will und hat, erfassen könnte? Daß so der bloße Reiz des Verfolgens und Spürens ihn peitschte, wo das Finden ihm nicht den geringsten Nutzen verheißt? So die bloße Wuth, ein Räthsel zu lösen, ihn bergauf, bergab hetzte? Ist jeder

Mensch so nahe daran, von einer fixen Idee erfaßt zu werden; oder nur solch ein miserabeler Poet, wie ich es bin, und um so eher, je miserabler es mit seiner Poesie aussieht? Der Herrgott weiß es — und so viel ist gewiß, jeder vernünftige Mensch thut wohl, diesem sein bischen Verstand in gütige Obhut anzuempfehlen!“

Mit diesem Monologe hatte sich Dorn den ersten Häusern des Ortes genähert. Er blickte weiter schreitend zu den der Chaussee zugekehrten, mit Holzvorbauten und Söllern versehenen Giebelseiten hinan, als ob er erwarte, auf einem dieser Söller das verschwundene Fräulein im blauen Seidenkleide und mit einem Kranz weißer Rosen im dunklen Haar — so hatte Gellenberg sie auf dem Feste erblickt und ihm beschrieben — seiner harrend stehen und ihm schon von Ferne freudig winken zu sehen.

Aber die Söller waren leer; das ganze Dorf schien leer; nur einige Kinder trieben sich um einen laufenden Brunnen umher und bespritzten sich schreiend und lärmend mit dem Wasser aus dem Steinsarg darunter. Und gegenüber an der andern Seite der Chaussee saß eine alte Frau,

auf der Schwelle der Thür hockend und ein Kissen auf ihren Knieen, auf welchem sie Spitzen klöppelte.

Dorn schritt quer zu ihr hinüber und fragte:

„Liebe Frau, habt Ihr ein anständiges Wirthshaus hier im Ort?“

Hätte die Frau diese Frage in angemessener Weise beantwortet, so würde unfehlbar Dorns zweite Frage gefolgt sein:

„Liebe Frau, habt Ihr nicht gesehen oder gehört, daß in den letzten Tagen eine sehr hübsche, groß gewachsene junge Dame in blauseidenem Kleide und mit einem Kranze von weißen Rosen... doch kann sie den Kranz auch abgenommen und irgend eine andere Kopfbedeckung — einen Hut, ein Tuch — angenommen haben, dieses Weges gekommen?“

Die Frau beantwortete aber jene Frage nicht in angemessener Weise, sondern den Fremden mürrisch anblickend, welschte sie einige Worte, die Dorn gänzlich unverständlich waren.

Er wiederholte seine Frage lauter; die Alte erhob sich, packte ihre Klöppelei unter den Arm, und indem sie ins Haus zurücktrat, schlug sie heftig die Thür Dorn vor der Nase zu.

„Was mag ich dieser Frau nun zu Leide gethan haben", sagte Dorn sich wendend mit sanfter Stimme und sah zugleich, daß die Kinderschaar von drüben herbeigestürzt war, um den Fremden zu betrachten.

„Du, wo ist das Wirthshaus?" fragte dieser jetzt einen stämmigen kleinen Miniaturbauern in Hemdärmeln und Pelzhaube.

„Nix deutsch!" sagte der Kleine, die Arme auf dem Rücken und trutzig sich zurücklegend.

„Nix deutsch?" wiederholte Dorn mit einem Seufzer. „Also wir befinden uns im edlen Czechenlande? Nun, Gott sei Dank — wo das Deutsche aufhört, hört auch die Verrücktheit auf — das heißt meine Verrücktheit; wo meine Fragen nach der blauseidenen Jungfrau nicht mehr verstanden werden, muß ich nothgedrungen inne halten und umwenden. Es lebe Vater Palaczky und sein heiliges Czechien — es ist, sieht man, doch zu etwas gut."

„Ich kann deutsch!" lispelte hier erröthend und beschämt eine schwarzäugige Kleine von neun bis zehn Jahren, die ein wenig reinlicher und gekämmter aussah, wie die übrige Bande.

„Tapferes Kind — Du bist deutschen Bluts und Du verleugnest Deine Nationalität nicht? Der heilige Nepomuk möge Dir's vergelten ... und nun zeig' mir das Wirthshaus, kleine Sprachinsel — Du unter Larven die einzige deutsche Brust!"

Die kleine Sprachinsel lief vor ihm her, um ihm den Weg zum weiter hinab liegenden Wirthshause zu zeigen.

„Höre, Kleine", fuhr ihr folgend Dorn fort, „wenn Du mir jetzt noch eine Frage beantwortest, so hast Du Alles gethan, was ich von den Bewohnern der Ortschaft, die ich mit meiner Anwesenheit beglücke, zu verlangen pflege und die drei Kreuzer, welche ich Dir schenken werde, verdient ... nicht wahr, von einer fremden blauseidenen Dame hast Du nichts gesehen...."

Das Mädchen blieb stehen; sie sah ihn mit forschenden Augen an, wie um sich zu vergewissern, ob er wirklich der Mann sei, von dem die Worte, die sie eben gehört, ausgegangen, und als sie hierüber im Reinen schien, sagte sie:

„Nein, ich habe sie noch nicht gesehen, noch nicht ein Mal, aber die Leni, die hat sie gesehen...."

„Die Leni, die hat sie gesehen? Alle Teufel, wen hat die Leni gesehen?“

„Die fremde Dame, nach der Er fragt!“

„Die fremde Dame? Und wo ist sie — seit wann ist sie hier?“

„Als schmerzhafte Mutter-Gottes war, ist sie gekommen“, sagt die Leni — „Er darf's aber nicht weiter sagen, nicht den Leuten im Wirthshaus!“ setzte die Kleine, schlau ihren Finger auf den Mund legend, hinzu.

„Als schmerzhafte Mutter-Gottes war — wer nur so viel von der christlichen Märtyrologie verstände, um zu wissen, wann das Fest der schmerzhaften Mutter-Gottes gefeiert wird — sag' mir, Kleine — wann war das? gestern, vorgestern, vorvorgestern . . .“

Das Kind sah ihn an ohne zu antworten.

„Und wo ist die fremde Dame?“ fuhr Dorn eifrig fort.

„Bei der Leni ihrer Mutter . . . sie klöppelt Spitzen!“

„Sie klöppelt Spitzen? Hm“, sagte sich Dorn, indem er seine Zuversicht schwinden fühlte . . . „das blauseidene Fräulein wird schwerlich verstehen,

Spitzen zu klöppeln . . . aber komm, führe mich zu der Leni ihrer Mutter ihr Haus — willst Du?“

„Er wollte ja zum Wirthshause?“ sagte das Kind.

„Allerdings . . . aber zuerst will ich zu der fremden Dame.“

Das Kind schüttelte den Kopf.

„Du willst mir's nicht zeigen?“

„Ich fürcht', die Alte schlägt mich.“

„Welche Alte — die fremde Dame doch nicht?“

„Nein, der Leni ihre Mutter. Es soll's Niemand wissen, daß sie da ist — die Leni hat's mir in der Schule anvertraut, die Leni und ich, wir sitzen zusammen in der Schule, aber ich darf's nicht weiter sagen . . . frag' er nur die Leni selbst . . . da ist sie!“

Das Mädchen deutete auf ein anderes Wesen im hoffnungsvollen Alter von etwa zehn Jahren, das in einer Entfernung von funfzig Schritten quer über die Straße lief.

„Gut denn, ich will die Leni fragen“, antwortete Dorn, indem er hastig dieser neuen Erscheinung folgte, wie sie einem der Häuser an der linken Seite der Chaussee und Dorfstraße zueilte.

Das Haus war vielleicht das älteste im ganzen Ort, aber auch das am hübschesten liegende. Es stand hoch, am Abhange einer sich sanft aufwärts ziehenden Bergseite; vor dem alten und stattlichen Bauwerk, das etwas Herrschaftliches und ein Aussehen, als ob es bessere Zeiten gesehen hatte, lag ein Garten, mit einem morschen Lattenstacket umgeben; auf den Seiten und hinter dem Hause waren Obstgärten, in denen die Wipfel der Aepfel- und Birnbäume sich mit dem ersten Anflug von Grün bekleidet hatten. Die Thür lag rechts seitwärts und Dorn stieg, von der Straße her, an dem Gartenstacket entlang dahin empor.

Die Thür zeigte sich verschlossen. Die Leni, die diese Thür früher erreicht hatte und dahinter verschwunden war, mußte sie hinter sich zugeschlagen haben. Dorn wollte den Klopfer an der Thür heben, als er hinter dem Hause weibliche Stimmen vernahm, und darunter eine, deren Ton ihn eigenthümlich bewegte, ergriff, fast erschreckte; es war ein Organ von seltener Reinheit und einem wie musikalischen Klange . . . sein Herz schlug höher in dem Bewußtsein, daß er am Ende seiner Forscherreise stehe. . . .

Er schritt weiter; als er am Ende der alten ruchsteinmauer angekommen war, die den unter= n Stock des Hauses bildete, während der Haupt= ck darüber aus Fachwerk bestand, erblickte er Sprechenden. Eine Holztreppe führte aus dem umgarten hinter dem Hause auf einen leichten rbau — eine Art hölzerner Pergola und auf eser, sich über die Brustwehr lehnend, stand eine ein dunkles Kleid gehüllte, schlanke junge Dame, ie ihm das regelmäßige Profil ihres schönen Kopfes wandte, da sie mit einer alten Frau in der destracht sprach, welche unten an einem stei= nen Brunnensarg stand und darin Wäsche ver= rbeitete. Hinter der jungen Dame trat eben Leni auf den Vorbau hinaus.

Die Dame wandte sich zu Leni um; bei dieser endung erblickte sie Dorn, und leicht die Farbe chselnd, sah sie auf ihn hinab mit dem Ausdruck ier nicht angenehmen Ueberraschung.

Dorn lüftete zur Begrüßung seinen grauen Reisehut . . . ein wenig verlegen, denn er mußte sich in diesem Augenblicke gestehen, daß er durch= aus nicht wisse, was er der Dame sagen solle. Nach einigen Augenblicken war er entschlossen,

seine Zuflucht zu der ganzen burschikosen Unv
schämtheit zu nehmen, deren er sich fähig fühl

„Fräulein“, sagte er, „würden Sie mir wo
gestatten, die Treppe bis zu Ihnen emporz
steigen? Ich wollte mir nämlich erlauben, mi
Ihnen vorzustellen . . . und das geht doch nic
wohl, so lange ich eine der Ihrigen so tief unte
geordnete Stellung einnehme, wie ich in diese
Augenblicke thue.“

Das Fräulein sah ihn noch immer mit den
selben Blicke der Ueberraschung an . . . sie wuß
offenbar nicht, was antworten, sie schwieg.

Dorn begann unterdessen langsam die Trepp
die unter seinen Füßen krachte und erzitterte, z
ersteigen.

„Zu wem wollen Sie denn?“ fragte endlic
als nur noch wenige Stufen ihn von ihr trennte
die Dame.

„Ich glaube“, antwortete Dorn, „ich will z
Ihnen, Fräulein, obwohl ich keineswegs ganz siche
darüber bin.“

Als er oben stand, nahm er seinen Hut ab
und mit einer leichten Verbeugung sagte er:

„Ich kann nicht voraussetzen, daß Ihnen etwas an meinem Namen gelegen ist; ich habe einige Jahre lang dafür gewirkt, ihm einen einigermaßen anständigen Klang zu geben; es ist mir aber leider nicht gelungen. Er lautet Dorn, Theobald Dorn ... nicht wahr, Sie kennen ihn nicht, er mahnt Sie nicht an die Rose der deutschen Poesie, nicht im Entferntesten, dieser Dorn ... aber bekannt, darf ich voraussetzen, ist Ihnen der Name des Herrn von Gellenberg, der mich beauftragte ...“

Die Dame stieß einen leisen Schrei der Ueberraschung aus, indem sie zugleich einen Schritt zurücktrat.

„Ich sehe, ich habe mich nicht getäuscht“, rief Dorn lebhaft aus ... „Sie sind Fräulein Antonie Rosas. ...“

„Und wenn ich's wäre, was dann?“ sagte nun plötzlich dunkelroth werdend und mit heftigem, zornigem Tone die Dame — „was dann ... was wollen Sie von mir ... was ist's mit Gellenberg?“

„Verzeihen Sie mir“ ... stotterte, diesem Ausbruch von Unwillen gegenüber seine Ruhe ein wenig verlierend, Dorn ... „ich ... ich ... ich

glaubte nicht, daß Sie es übel nehmen würden, wenn Sie vernehmen, daß Ihr plötzliches Verschwinden Menschen, welche an Ihrem Schicksale Theil nehmen, in große Sorge und Unruhe versetzt hat . . . in Angst und Bestürzung . . . und daß man deshalb nach Ihnen forsche, um wenigstens die Beruhigung zu erlangen, daß kein Unglück zugestoßen . . . um weiteres handelt es sich ja nicht . . . ich habe Herrn von Sternberg versprochen . . ."

Antonie Rosas hatte sich, während Dorn dies vorbrachte, gesammelt und offenbar einen Entschluß gefaßt. Mit ruhiger Stimme sagte sie:

„Bitte, kommen Sie herein . . . wir können dies nicht auf der Treppe verhandeln."

Sie trat durch die offen stehende Thür hinter ihr in das Haus. Dorn schritt die letzten Treppenstufen hinauf und ihr nach.

Dorn folgte ihr in ein sehr großes und ziemlich dunkles Gemach. Nackte Balken trugen die hohe Decke; an den Wänden lief bis fast zu halber Höhe dunkles Holzgetäfel umher; an einer Seite stand ein sehr schöner alter, geschnitzter Schrank von riesiger Größe; an der andern ihm

ge[illegible]r ein mächtiger Kachelofen, der eine bei dem [illegible] Frühlingswetter schon überflüssig gewordene [illegible]me ausstrahlte. Zwei große Fenster rechts und links von der Thür, voll kleiner in Blei gefaßter Scheiben zeigten in der Mitte farbig eingebrannte Wappen mit Unterschriften darinnen. An den gekalkten Wänden über dem Holzgetäfel hingen alte gerahmte Jagdbilder, darunter stand eine Reihe geschnitzter Holzsessel.

Der [illegible]rthümliche Raum war ganz der eines alten herrschaftlichen Gebäudes — in der That war das Ha[illegible] ehemals der Sitz eines herrschaftlichen Waldmeisters gewesen und dieser „Saal", wie er von der „Leni" und ihrer Mutter genannt wurde, war zur Aufnahme des Grundbesitzers eingerichtet gewesen, wenn derselbe in die Gegend kam.

Unter einem der Fenster, das den Ausblick über die Wipfel des Baumhofes unten fort auf die Waldberge bot, welche das Thal einschlossen, stand ein großer Tisch und daneben ein alter lederner Armsessel; auf dem Tische lag ein Kissen mit einer darauf befestigten Spitzenklöppelarbeit.

Antonie setzte sich an diesen Platz, indem sie Dorn winkte, sich einen Stuhl herbeizuholen.

„Legen Sie Ihren Reisetornister und Ihren Hut ab“, sagte sie „und lassen Sie uns mit einander reden.“

Dorn that wie sie befahl und setzte sich ihr gegenüber; sie nahm anscheinend ihre Arbeit an dem Kissen auf. Doch glaubte Dorn zu bemerken, daß ihre Hände ein wenig zitterten.

„Sie sind ein Freund des Herrn von Gellenberg?“ begann sie die Unterredung.

„Nicht im mindesten!“ versetzte Dorn. „Ich habe überhaupt keine Freunde.“

Antonie sah ihn überrascht an.

„Was verwundert Sie dabei?“ fuhr Dorn fort. „Daß ich keine Freunde habe? Ich bin arm und bin ein Poet. Ich denke, dies erklärt es hinreichend. Weil ich arm bin, sucht mich Niemand zum Freunde zu gewinnen, und weil ich ein Poet bin, suche ich Niemand zum Freunde zu gewinnen. Ein Poet versteht sich nicht mit Männern — höchstens mit den Frauen, wenn er sie liebt, heißt das, sonst auch nicht!“

„Also Gellenberg ist nicht Ihr Freund?“ sagte Antonie nach einer Weile, worin sie Dorn angesehen, als ob sie sich über den Charakter dieses

seltsamen Menschen klar zu werden suchte . . . „aber ich meine, Sie sagten doch eben . . .“

„Ich meinte weiter nichts, als daß er mich gebeten, auf meiner Fußwanderung Nachforschungen nach Ihnen anzustellen; und dies versprach ich ihm um desto bereitwilliger, weil mich das Räthselhafte, Deutungsvolle Ihres Verschwindens innerlich erregte und mir das so zu sagen zu einer eigenen Angelegenheit machte, was Gellenberg mir in seinem Interesse auftrug.“

„Aber wenn dieser nicht im mindesten Ihr Freund ist, wie kommt es dann . . .“

„Daß ich Aufträge von ihm übernahm? Nun, mein Gott, ich lernte ihn auf der Reise im Wirthshaus zu Schaumburg kennen, wie man sich eben kennen lernt . . . es geht Einem mit den Menschen wie mit dem Weine — was Einem vorgesetzt wird, trinkt man, ohne erst zu untersuchen, wie viel echten Spiritus und wie viel falschen Bleizucker er in sich hat — man muß sie beide als genießbar annehmen. So kam ich zur Bekanntschaft Gellenbergs und unterstützte ihn bei seinen ersten Nachforschungen nach Ihnen.“

„Also er hat nach mir emsig geforscht?“

„Gewiß . . . er hat sich geschworen, Sie auffinden zu wollen."

Antonie seufzte tief auf.

„Also" — sagte sie mit dem Tone schmerzlichster Resignation, „also wird auch hier in diesem Asyl, das ich gefunden, meines Bleibens nicht sein! . . . Sie werden jetzt zurückeilen und verrathen, wo Sie mich gefunden!"

„Das hatte ich eigentlich vor — allerdings!" sagte Dorn. „Aber wenn Ihnen das Verrathenwerden unangenehm ist — mir liegt durchaus nichts daran, Ihnen einen Kummer zu verursachen — im Gegentheil! Zwar hat Gellenberg mein Versprechen . . . das ist wahr! Aber wenn Sie mich versichern, daß ich dies Versprechen brechen darf, ohne Gewissensbisse darüber zu empfinden, so . . . nun, so verrathe ich mein Gelöbniß gerade so bereitwillig, wie ich Ihren Aufenthalt verrathen hätte! Und damit Sie nicht glauben, ich sei ein leichtsinniger und unzuverlässiger Mensch, der sich nichts aus einem gegebenen Worte macht, so füge ich hinzu, daß der ganze Eifer, womit Gellenberg nach Ihnen forschte und die Spannung, womit ich Ihre Spur suchte, motivirt wurden durch den

Argwohn, der Herzog August könne eine Gewaltthat wider Sie verübt haben. . . ."

„Welche thörichte Idee!"

„Thöricht — und doch vielleicht erklärlich! Aber weil dem, wie ich sehe, nicht so ist, fällt auch die Nothwendigkeit fort, daß ich Gellenberg mein Wort halte."

„Gewiß, gewiß", rief Antonie eifrig aus — „also ich darf hoffen, daß Sie mein Geheimniß bewahren?"

„Ich bin bereit, es Ihnen zu geloben, wenn . . ."

„Nun wenn?"

„Wenn Sie mir ein klein wenig Neugier verzeihen."

„Das heißt?"

„Wenn Sie mir eine kleine Andeutung darüber geben wollen, weshalb Sie dies gewissenhafte Schweigen von mir verlangen, wie Sie hierher gelangten, was Ihre Absicht für die Zukunft ist, was . . . aber verzeihen Sie mir, ich sehe Ihrem Gesichte an, daß Sie mich überaus indiscret mit diesen Fragen finden. . . . Sie haben Recht — es ist indiscret, und ich bin bereit, um Verzeihung

zu bitten — ja, wenn Sie's befehlen, Sie von meiner Gegenwart jetzt zu befreien und zu gehen...."

Antonie blickte ihn wieder eine Weile an und antwortete dann nur:

„Sie sind ein Poet, wie Sie mir ein paar Mal angedeutet haben...."

„Ein paar Mal bereits? In der That? Es mag sein! Und daraus, daß ich mich selbst geltend mache, sehen Sie allein schon, daß die Welt mich nicht als solchen gelten läßt; ich hätte es sonst nicht nöthig. Die Welt aber ist bei diesem Urtheil entschieden in der Majorität und übt leider den ganzen Terrorismus der Majorität auf die Buchhändler aus, denen ich meine Gedichte antrage. Die Minorität von einer Stimme ... der des innern Genius in mir, erschöpft sich in fruchtlosen Protesten und der Umstand, daß ich stets, wo es etwas zu erhaschen gab, zu spät gekommen, ist das Einzige, was mein Selbstbewußtsein aufrecht erhält. Mit der Vorlesung meiner Gedichte aber werde ich Sie verschonen, ich habe eine anständige Erziehung genossen."

Dorn brachte das mit einem so kaustischen Wesen vor, daß Antonie lächelnd antwortete:

„Wenn ich nun der Minorität beiträte und geltend machte, daß, während Sie ein Poet sind, ich eine Malerin bin, daß also eine Art von Kameradschaft zwischen uns herrschen sollte — würden Sie dann mein Vertrauen nicht täuschen?“

„Wenn Ihr Vertrauen nur Schweigen von mir verlangt, gewiß nicht, und noch viel weniger, wenn es Theilnahme von mir verlangt. Aber ich würde Sie warnen, weiter in diesem Vertrauen zu gehen und zum Beispiel einen praktischen Menschen, einen klugen Rathgeber in mir zu sehen — ich bin dazu viel zu einfältig und denke, ich darf dies einräumen und dabei als Rechtfertigung die Lerche anführen, die so schön singt und dabei so dumm ist!“

Antonie lächelte wieder — es war ihr offenbar eine Wohlthat, dies Geplauder eines so harmlosen Menschen anzuhören, und in Dorns gutmüthige Züge blickend, sagte sie:

„Würden Sie wenigstens praktisch genug sein, einen Brief, den man Ihnen dictirt, schreiben zu können?“

„Dazu allerdings bin ich zu gebrauchen!“

„So will ich Sie darum bitten. Doch nicht

auf der Stelle, wo Sie zu ermüdet dazu sein werden."

„Das bin ich allerdings ein wenig, und wenn Sie mir verstatten wollten, mich zuerst in dem Dorfwirthshaus unterzubringen und ein wenig zu restauriren, so würde ich bald zurückkehren, um meinen Sekretairdienst bei Ihnen anzutreten."

„Ich könnte Ihnen einige Erfrischungen durch meine Hausfrau hereinbringen lassen, aber . . ."

„Es wird besser sein, ich gehe, mir ein Nachtquartier zu sichern", versetzte Dorn aufstehend. Antonie rief Leni herbei, den Fremden zu führen.

Nach einer Stunde kehrte Dorn zurück, nachdem er in der besten Herberge des Orts, einem großen Ausspannwirthshause, ein Unterkommen gefunden, sich mit Speise und Trank gestärkt und seine äußere Erscheinung verbessert hatte, so viel die Hülfsmittel der Toilette, welche sein Tornisterbarg, erlaubten.

Antonie hatte unterdeß den Tisch am Fenster abgeräumt und an der einen Seite darauf eine Flasche mit gutem Landwein und ein altes geschliffenes Kelchglas stellen lassen, auf die andere Schreibmaterialien gelegt.

Eine einfache Lampe stand dazwischen, die Wärme, die der große Kachelofen ausströmte, war sehr behaglich jetzt und als Antonie die Lampe anzündete, da die einbrechende Dämmerung den großen Raum mit Dunkel zu erfüllen begann, so bekam dies alterthümliche Gemach etwas eigenthümlich Anziehendes, aus Spukhaftigkeit und Traulichkeit Gemischtes; mit seinen dunklen Ecken und alten, im Schatten bleibenden Bildern, dem mächtigen Urväterschrank und dem dunklen Kachelofen war es der rechte Platz, um sich schaurige Geschichten darin zu erzählen.

„Es ist Unrecht", sagte Antonie, als Dorn ihr gegenüber Platz genommen, „ein halbes Vertrauen zu schenken. Ich will Ihnen deshalb nicht zumuthen, bloß einen Brief für mich zu schreiben und Sie im Uebrigen über meine Lage und meine Absichten im Dunkeln lassen. Wenn Sie", setzte sie lächelnd hinzu, „mich auch gewarnt haben, in meinem Vertrauen nicht zu weit zu gehen, so will ich's doch darauf wagen; nicht wahr, Sie werden das, was ich Ihnen sagen will, nicht als einen schönen Romanzenstoff betrachten und ergreifend

und rührend verarbeitet in eines unserer gelesensten Blätter rücken lassen?“

„Ich will es Ihnen geloben, Fräulein, wenn Sie es verlangen.“

„Trinken Sie lieber von diesem Weine da — wenn Sie, als mein Gast, eine Schale unter meinem Dache geleert, werden Sie nicht schlimmer sein, als jener Maure Abdallah und keinen so mörderischen Streich gegen mich führen!“

„Auf Ihr Wohl denn, Fräulein“, versetzte Dorn, von dem Weine sich einschenkend. „Und wollen Sie mir jetzt erzählen, wie es Ihnen möglich wurde, ohne als Capuchon oder Baschlik die berühmte Tarnkappe des Zwergkönigs zu besitzen, von jenem Feste auf der Schaumburg zu verschwinden?“

„Scheint Ihnen das so räthselhaft?“ erwiederte Antonie. „Mein Gott, es fiel mir leicht genug. Es kam das Bewußtsein über mich, daß ich aus dem Kreise, in dem ich stand, aus den Verhältnissen, die sich um mich geschlungen, mich losreißen, sofort, ohne einen Augenblick zu verlieren, flüchten mußte; mit diesem Bewußtsein, diesem es muß sein, kam mir der Muth, den die Ausführung

verlangte, und die Ausführung — was hätte sie schwierig machen können? Ich ging eben — ohne daß ich bemerkt wurde. Ich flog die Stufen vor den Festsälen hinab in die Räume hinein, wo man die abgelegten Mäntel und andere Kleidungsstücke verwahrte — den meinen erhielt ich von einer Dienerin, die sich um wenig anders als um die Nummer, welche ich ihr überreichte, kümmerte. Als ich das Schloß verließ, war Alles auf meinem Wege wie ausgestorben, denn Alles war nach den Räumen und der Seite des Gebäudes hingeströmt, von wo aus man das Schauspiel der Bergbeleuchtung hatte; in meinen dunkeln Mantel gehüllt, kam ich unbeachtet in das Städtchen und zu dem Wirthshause, in welchem der Fürst mit mir und Prinzeß Marie abgestiegen war; der Thorweg stand offen — keine Menschenseele hütete ihn, nur die Lampe, die ihn sparsam erhellte; auch hier schien Alles, was zur Bevölkerung des Hauses gehörte, draußen zu sein, in der Nähe der Schloßburg, den Festglanz zu sehen — ich hätte in unendlich größerer Ruhe, als worin ich war, sein können, während ich nach oben in mein Zimmer eilte, eine Kerze anzündete, einen Reisesack ergriff,

die nöthigsten Sachen, das Geld, welches ich bei mir führte, hineinwarf und dann mich damit auf und davon machte. So verließ ich das Haus, unter meinem Mantel den Reisesack bergend — erst nach langer Zeit wahrnehmend, daß diese Vorsichtsmaßregel unnütz sei, da Niemand meiner achtete — ohne mir Muße zu lassen, nachzudenken, einen Reiseplan zu fassen, ein bestimmtes Ziel zu erwählen — ich wollte nur fort, nur weit, weit fort ... von dieser Schloßburg und von dem Wege fort, der zurück in die Residenz führte — ich war zufrieden mit der Ueberzeugung, daß ich den entgegengesetzten Weg einschlug!

„So ging ich in die Nacht hinein — wie lange, weiß ich nicht — ich athmete dabei freier und freier auf, je weiter mich mein Fuß trug. Es war der Schein der großen Beleuchtung, der mich Anfangs meinen Weg so leicht finden ließ; dann stieg der Mond auf und zeigte mir die Chaussee wie eine graue Schlange sich vor mir ins Gebirge hineinziehen. Ein Gefühl wie von wilder Lust an dieser gelungenen Flucht, an dieser Rache, die ich an denen, welche ich hinter mir ließ, nahm, an dieser abenteuerlichen wilden Nacht=

wanderung erfaßte mich; ich schäme mich fast jetzt, es zu gestehen, aber es war mir, als stecke etwas von wildem Vagabundenthum, vom Freiheitstrieb einer geborenen Zigeunerin in mir — ich wär' nicht erschrocken, hätte man mir in diesem Augenblicke gesagt, ich solle so bis ans Ende der Welt ziehen oder ein Wanderleben führen bis ans Ende meiner Tage.

„Aber ich sollte nicht lange so allein und ungestört meinen Gefühlen überlassen bleiben.

„Ich hörte Wagengerassel, laute Stimmen, Rufe, Jodeln hinter mir — es kamen dichtbesetzte Wagen an mir vorüber, voll Menschen, die zu dem Feste gekommen waren, die Beleuchtung zu sehen und die nun zu ihren Wohnorten in der Nachbarschaft zurückkehrten ... fast aus jedem dieser Wagen wurde ich angerufen, und wenn ich auch diese Rufe nicht verstand, so beängstigten sie mich doch und machten alle meine Vagabundenkühnheit zu nichte. Ich eilte in doppelter Hast vorwärts — dadurch ermüdete ich und die Last meines Reisesacks fing an, mir furchtbar schwer zu werden. Ich war endlich genöthigt, auf einem Haufen aufgeschichteter Chausseesteine auszuruhen.

„Während ich so da saß, kam ein leichtes, offenes Wägelchen, mit einem Pferde bespannt, herangerollt; es waren nur zwei Personen, ein Mann auf der vordern Bank, der lenkte, und hinter ihm eine Frau in dem Gefähr; der Mann hielt an und ich hörte ihn, sich zu der Frau zurückwendend, mit ihr ein paar Worte wechseln, worauf er sich zu mir wandte und rief:

„Wollen Sie vielleicht mit einsteigen? Es ist hier Platz neben mir für ein müdes Menschenkind, kommen Sie nur!“

„Sie haben sich gewiß wegen der Illumination so verspätet — steigen Sie nur ein, wir können Sie eine halbe Stunde weit mitnehmen!“ setzte mit freundlicher Stimme die Frau hinzu.

„Ich dankte dem Himmel für die Hülfe und säumte nicht, das Anerbieten anzunehmen.

„Als ich neben dem Manne saß, erzählte er mir, er sei der Wirth und Braumeister aus dem nächsten Orte und mit seiner Frau zu dem Feste gefahren.

„Ich hätte diese Mittheilung mit einer andern erwiedern müssen, mit einer Erklärung, wie ich so allein tief in der Nacht an diese Stelle komme

— aber ich hatte nicht den Muth, etwas, das wie Wahrheit aussah, den guten Leuten vorzuspiegeln — ich hüllte mich deshalb in Schweigen und das Gespräch, das sich nur um das Fest bewegte, erstarb bald.

„Als wir im nächsten Orte ankamen, bat ich nur meine Reisegefährten, mir auch einen Platz für die Nacht in ihrem Wirthshause gewähren zu wollen, wie sie mir einen auf ihrem Wagen überlassen. Vielleicht hatte der Mann die Bitte vorausgesehen — es schien mir nach der Weise, wie er sie als selbstverständlich aufnahm.

„Und so war ich wenigstens für den Rest der Nacht geborgen.

„Am andern Tage ließ ich die Wirthin auf die Stube kommen, welche man mir eingeräumt und sagte ihr den kleinen Roman her, den ich mir in der Nacht ausgedacht — ich war ein armes Kammermädchen, aus Prag daheim — ich hatte am vorigen Abende von den Leuten vernommen, daß die Chaussee, auf der wir fuhren, nach Böhmen führe — ich hatte bei einer Herrschaft gedient, welche zu den Gästen des Herzogs auf seinem Schlosse gehört — meine Stelle war

mir unleidlich geworden durch die Nachstellungen des Mannes meiner Herrin — diese hatten mich gezwungen, die Flucht zu ergreifen, und ich wollte nach Prag zu meinen Verwandten zurückkehren; aber der Weg bis dahin war so weit; ich fürchtete, daß meine Geldmittel nicht reichten bis dahin; ich wünschte irgend ein Asyl, wo ich verborgen bleiben könne, bis ich nach Prag geschrieben und von dort mir Geld habe kommen lassen — ich wollte nicht in einem Wirthshause bleiben, ich wollte verborgen sein, ich fürchtete Verfolgung von Seiten jenes Mannes... das Alles trug ich vor, so gut ich vermochte, mit dem Tone der Aufrichtigkeit, den ich ihm zu geben verstand, und der einen intelligenteren Menschen wohl schwerlich getäuscht hätte... meine gutmüthige Wirthin aber ließ sich dadurch täuschen, sie ging mit voller Gläubigkeit auf Alles ein, und nachdem sie einige Fragen gestellt und Antworten erhalten, welche sie darüber beruhigten, daß ich für einige Wochen ein Asyl, wie ich es wünschte, bezahlen könne, theilte sie mir mit, daß sie ein paar kleine Tagereisen weiter, schon jenseits der böhmischen Grenze, eine alte Base habe, die Witwe eines Waldmeisters,

die in einem großen Hause wohne und ein paar Räume darin eben so sehr verwerthen zu können wünsche, wie ich eine solche Unterkunft wünsche. Das traf sich denn aufs beste, die Wirthin versprach, mir einige Zeilen an die Base mitzugeben und noch vor Mittag war ich in dem Wägelchen des Wirths, das mich zur nächsten Poststation brachte. Am zweiten Tage kam ich hier im Orte an, wo mich die alte Frau Waldmeisterin aufgenommen und untergebracht hat wie Sie sehen... sie hat sogar ihre Sorgfalt für mich so weit getrieben, mich höchst eifrig und angelegentlich in einer Kunst, worin sie Virtuosin ist, zu unterrichten — im Spitzenklöppeln! Und da haben Sie die ganze Geschichte meiner Flucht; ist Ihre Neugierde befriedigt?"

„Völlig — alle Räthsel sind dadurch gelöst, oder vielmehr das Räthselhafte ist dadurch verflüchtigt und auf das Niveau des Gewöhnlichen gebracht — es bleibt der Phantasie nichts übrig bei dieser Geschichte, woraus sie poetische Motive spinnen könnte; mit der Romanzenbearbeitung, welche Sie fürchteten, hat es also gute Wege! dafür fühle ich mich hier desto mehr inmitten

einer poetischen Situation; dieser alterthümliche Raum mit „Urväter-Hausrath“ darin, mit dem halben Lichte, das in allen Winkeln geheimnißvolle Schatten läßt, inmitten der stillsten Weltabgeschiedenheit, vor mir den dunklen, im Glase perlenden Wein, und — das sinnende Mädchenantlitz, das mir gegenübersitzt — muß man sich nicht da vorkommen, wie ein Prinz in einem Märchen, wie in einem schönen Traum befangen? . . . Wahrhaftig, so lange ich lebe, hat mich die Poesie, der ich in Versen nachrenne, nicht so in Wirklichkeit umgeben, wie in dieser Stunde. Gesegnet sei dafür dies alte Waldmeisterhaus mit seinem alten Saal, durch den schon so viel lebendige Seelen, die jetzt todt sind, geschritten und Nachts gewiß auch irgend ein Todter, der wieder lebendig wird, als obligater Spukgeist schreitet. . . und gesegnet seien Sie dafür, Fräulein, auf deren Wohl ich diese krystallene reine Schale leere!“

Dorn schlürfte behaglich den Wein aus seinem Pokal, und dann sagte er:

„Und nun reden Sie weiter; was soll ich für Sie schreiben?“

„Einen Brief an meinen Verwalter in Mildenstein; soll ich dictiren?“

„Bitte!“

Antonie Rosas schob Dorn das bereitliegende Papier hin und begann:

„Geehrter Herr Roth!

Wie Sie aus dem anliegenden Blatte ersehen, bevollmächtigte mich Fräulein Antonie Rosas mit der Wahrnehmung ihrer Geschäfte und Angelegenheiten daheim, so lange sie abwesend ist. In Folge dessen und auf deren ausdrücklichen Wunsch ersuche ich Sie nun, für Mildenstein als treuer Verwalter zu sorgen und nach Ihrem eigenen Ermessen alle laufenden Geschäfte zu erledigen; sodann alles Geld, welches Sie für den Augenblick aus Ihrer Rentcasse entbehren können, sofort hierher an mich abzusenden; endlich drittens aus der Garderobe des Fräuleins die auf dem anliegenden Blatte aufgezeichneten Kleidungsstücke u. s. w. einzupacken und gleichfalls ohne Zeitverlust mir hierher zusenden zu wollen.“ —

„Sind Sie einverstanden mit dem Inhalte dieses Briefes?“ fragte Antonie, als Dorn so weit geschrieben hatte.

„Weshalb sollte ich nicht?“

„Ich meine, mit dieser Geschäftsführerschaft, welche ich Ihnen darin aufgebürdet habe?“

„Sie macht mich weit weniger beklommen durch die Sorge, ob ich einer solchen Aufgabe gewachsen sei, als froh durch die Hoffnung, Ihnen dienen zu können.“

„Das haben Sie recht hübsch ausgedrückt“, antwortete Antonie lächelnd und fuhr dann fort:

„Nun wohl, so unterschreiben Sie mit Ihrem ganzen Namen und schreiben Sie dabei den Namen dieses Ortes recht deutlich.“

Dorn that, wie ihm befohlen. Dann nahm Antonie das Papier und schrieb die Vollmacht, welche dem Briefe beigelegt werden sollte, ohne dies Blatt zu datiren — endlich das Verzeichniß von Gegenständen, das sie von Mildenstein sich nachgesandt zu sehen verlangte.

„Wir haben eines vergessen“, sagte sie darauf, „Sie müssen eine Nachschrift hinzufügen, worin Sie meinem ehrlichen Roth die strengste Discretion über diese Mittheilung anempfehlen.“

„Das kann geschehen“, erwiederte Dorn, den

Brief wieder an sich ziehend und die gewünschte Nachschrift hinzufügend . . . „nun aber sagen Sie mir, weshalb Sie diesen Brief nicht selbst geschrieben — Sie fürchteten doch nicht . . . ein schwarzes Cabinet in unserem gesegneten Vaterlande?“

„Nicht gerade das . . . aber doch scheute ich mich bis heute, an meinen Verwalter direct zu schreiben und mir von ihm eine directe Sendung machen zu lassen. Man eröffnet wohl keine Briefe mehr willkürlich — aber man kann auf der Post Briefadressen controliren — die Sorge, daß man die Correspondenz des Verwalters von Mildenstein überwacht; daß man auf einen von Frauenhand adressirten, aus der Ferne kommenden Brief an ihn aufmerksam werden würde, hat mich bis heute abgehalten, ihm eine Mittheilung zu machen, so sehr dies für mich mit jedem Tage dringender nöthig wurde. Sie leisten mir mithin heute einen wesentlichen Dienst und werden es auch später, wenn Sie, sobald ich in der Folge Mittheilungen zu machen habe, mir in ähnlicher Weise als Mittelsperson helfen wollen!“

„Ich werde immer stolz auf jeden Dienst

sein, den ich Ihnen leisten kann", antwortete Dorn, „was mich jedoch nicht weniger lebhaft wünschen läßt, daß Sie — recht bald nach Ihrem Mildenstein zurückkehren und der Mittelsperson entrathen können!"

„Wer weiß es!" entgegnete Antonie mit einem Seufzer, „fürs erste werde ich nicht zurückkehren."

„Und was beabsichtigen Sie zu thun . . . Sie werden, wenn die Romantik dieses stillen Asyls in der Weltabgeschiedenheit und Verschollenheit durch den gründlichen Genuß einiger Wochen oder, wenn Sie wollen, Monate ausgekostet und erschöpft ist, nicht hier bleiben wollen?"

„Ich weiß nicht, ob solch ein Genuß der Stille, der ungestörtesten Ruhe und des Friedens sich sobald auskosten und erschöpfen läßt!"

„O doch, o doch!" rief Dorn lebhaft aus. „Nur verkrüppelte oder stumpf gewordene Seelen halten lange eine absolute Einsamkeit aus."

„Glauben Sie?"

„Der Mensch ist ein geselliges Thier — der Verkehr mit seines Gleichen ist ihm eben so zum unabweislichen Bedürfniß gemacht, wie Speise und Trank! Und das war in der That noth-

wendig — hätte man ihm diesen Trieb nicht eingepflanzt, so würde die Welt aus dem Leim gehen — jeder Adam würde mit seiner Eva in dem furchtbar egoistischen Triebe, der all unser Handeln bestimmt, sich auf die Seite schleichen und in der Abgeschlossenheit von sämmtlichen andern Menschenkindern sein Paradies suchen. Und nun gar ein Adam, oder gar eine Eva, die allein abseits geht, und sich von den übrigen Geschöpfen, deren Schicksale sie theilen, mit tragen, mit genießen soll, zurückzieht, um nur ihrem Sich zu leben und diesen Egoismus Philosophie zu nennen! Mir grauft davor!“

„Sie scheinen wirklich wider die Einsamkeit eine leidenschaftliche Feindschaft zu haben!“ sagte Antonie lächelnd.

„Das habe ich auch, bei Gott, das habe ich, denn ich — ich kenne sie! Ich habe gelitten unter ihr. Ich weiß, was es heißt, einsam zu sein! Die stillen, tödtlich öden, leise schleichenden, bleiern lastenden Stunden allein ausharren zu müssen, mit dem Bewußtsein, es ist kein Herz in der Welt, das deiner gedenkt, dem es auch nur den geringsten Unterschied macht, ob du lebst oder

todt bist, dich freust oder leidest; und ebenso ist nichts in der Welt, was deinem Herzen nahe ist; es kann nichts, gar nichts irgend einer Menschenseele begegnen, was dir nicht gleichgültig wäre, so gleichgültig, wie dem Redacteur eines Tageblattes der Tod des Weichenstellers beim Eisenbahnunglück, das er seinen Lesern meldet, oder so gleichgültig, wie dem Schauspieler Hamlets die Thränen der Hekuba! Ja, ich kenne sie, die Stimmungen, welche die Einsamkeit uns bringt — das Gefühl des absoluten Atonismus eines Daseins, worin nicht einmal so viel Beziehungen zwischen uns und der übrigen Welt bestehen, daß wir irgend etwas zu hassen hätten, irgend einen Feind unser theures Eigenthum nennten, der uns wenigstens den angenehmen Zeitvertreib gäbe, uns allerlei curiose, nie dagewesene und höchst teuflische Arten, wie er untergehen, den Hals brechen oder von wüthenden Thieren in Stücke zerrissen werden könnte, auszudenken! Darum, Fräulein", schloß Dorn seinen beredten Erguß, „reden Sie mir nicht von der Einsamkeit — ich hasse sie so, daß mich die ganze Literatur der Einsamkeit anwidert, für welche so viel gutmüthige Leute, die eben im Begriffe sind,

in ihr Café zu gehen und dort ihre Whistparthie zu machen, oder ihren Club zu besuchen und dort ein Dutzend Freunde zu treffen, so große Begeisterung an den Tag legen; ich hasse solche Schriften, wie Le Philosophe sous les toits oder Saintine, oder wie sie heißen!“

Dorn hatte durch diesen Erguß, ohne es zu ahnen, Antoniens warme Freundschaft gewonnen. Es blickte zu viel Melancholie, zu viel schmerzliches Empfinden seiner Lebenslage daraus hervor, als daß sie nicht ein inniges Mitleid mit ihm empfunden hätte.

„Nun“, sagte sie nach einer Pause — „so habe ich es ja auch nicht gemeint. Ich habe nicht die Vereinsamung des Herzens in Schutz nehmen wollen, wenn ich eine vorübergehende Einsamkeit etwas nannte, das für mich Reize habe, und diese Reize vielleicht länger, als Sie annehmen wollten, behalten könne. Fürs erste“, setzte sie lächelnd hinzu, „bin ich ja auch nicht einsam . . . ich habe einen Geschäftsführer bei mir . . . und Sie sind es auch nicht, denn für einige Tage und bis Herr Roth Ihnen antwortet, müssen Sie schon hier

bleiben und mir Gesellschaft leisten — als guter Kamerad!"

Dorn blickte sehr erfreut auf.

„Ich verlange nichts Besseres!" sagte er — „wenn ich nur nicht fürchten müßte, daß diese Gesellschaft gar zu wenig geeignet ist, meine Theorie von der Geselligkeit in Ihren Augen zu Ehren zu bringen!"

„Ich denke, wir lassen es darauf ankommen", antwortete Antonie freundlich. „Wenn Sie jetzt unsern Brief auf die Post befördern wollen ... das Bureau befindet sich nicht fern von hier auf der andern Seite der Straße — so viel ich weiß ... so wird es mich freuen, wenn Sie morgen auf ein paar Stunden zurückkehren und eben so beredt wie heute sein wollen, um die Vertheidigung der Einsamkeit, welche ich bis dahin erdacht haben könnte, zu widerlegen!"

„Darf ich in den Vormittagsstunden kommen?"

„Kommen Sie nach Tisch. Ich werde Sie dann zu dem hübschesten Aussichtspunkt über unser Dorf führen ... und nachher werde ich Sie mit einer Tasse Kaffee stärken, die ich selbst braue, da

ich mir einbilde, daß ich es besser verstehe, als meine Waldmeisterin . . ."

Dorn sagte gern zu und verließ die Dame, welche ihn mit so vieler unbefangener Güte zu ihrem guten Kameraden machte, sehr glücklich und ganz begeistert von ihrer Erscheinung und ihrem Wesen.

Er besorgte das Schreiben nach Mildenstein zur Post und kehrte dann in seinen Gasthof zurück, um sich bald darauf zur Ruhe zu begeben und gründlich von der Ermüdung seiner letzten Tagemärsche auszuschlafen.

In den Vormittagsstunden des folgenden Tages hatte er volle Muße, über das, was er über Antoniens Lage wußte und von Gellenberg wie jetzt von ihr selber gehört hatte, nachzudenken, so wie das, was er nicht wußte, zu combiniren.

Als Poet war er ein Mensch, dessen Weltkenntniß in wunderlicher Weise aus zwei widersprechenden Quellen floß — wie das bei allen in der Phantasie lebenden Menschen der Fall ist — es waren die Bücher, die Romane und die Dramen, welche das eigentliche Gewebe seiner Vorstellungen geliefert; das Leben hatte dann den Einschlag dazu gegeben und weil dies Leben der

Idealität der Auffassung in den Büchern so schnurstracks widersprach, so hatte dieser Contrast ihn das Erdendasein als ein viel schwärzeres und böseres Ding erblicken lassen und ihm vorgespiegelt, als es wirklich ist. Das Buch, welches er auf Bongaß' Veranlassung zusammengestellt, hatte ihm deshalb auch, als eine Art Racheact wider dies wirkliche Leben, ein gewisses inneres Behagen gemacht, so klar er sich auch darüber gewesen, daß es eigentlich ein diabolisches Stück Arbeit sei. Bei dieser seiner ziemlich wunderlich aus verschiedensten und widersprechendsten Eindrücken und Annahmen gemischten Welt- und Menschenkenntniß war es für Dorn nun feststehend, daß Antonie Rosas eine der beiden Leidenschaften, welche sie erweckt hatte, theilen müsse. Es kam ihm nicht in den Sinn, daß sie gegen beide gleichgültig sein könne. Sie war ein Weib — Dorn hatte in keinem seiner Romane, Novellen und Dramen je gefunden, daß ein Weib ohne Liebe, ohne Herzensbedürfnisse gewesen, daß es gegen Bewerbungen dauernd kalt geblieben, wenn nur „der Rechte" gekommen. Eine weibliche Natur, die wie ein Mann ohne Herzensneigung für einen Wirkungs-

kreis, eine Pflicht, eine Kunst, irgend einen Beruf lebt, war etwas, das Dorn nicht als wahrscheinlich oder möglich einräumte — in den Büchern hatten sie alle einen „Rechten“; selbst die entsagungsvollste, anspruchsloseste Haustante erschien gegen den Schluß hin in einem verklärenden, rosig schimmernden Lichte, das die Enthüllung irgend einer im Stillen fortgenährten Jugendliebe auf sie warf.

Dorn wollte nun zunächst wissen, wen Antonie liebe und glaubte sich wunders wie gescheut, als er, mit Antonie am andern Tage durch den Baumhof schreitend, zuerst das Gespräch auf Gellenberg brachte, indem er mit leisem Spotte seines Entschlusses erwähnte, in Schaumburg festsitzen bleiben zu wollen, um dort auf Schritt und Tritt den Herzog August zu überwachen.

„Wenn sie ihn liebt, so wird sie den Spott über ihn ungnädig aufnehmen“, sagte er sich.

Aber sie liebte ihn offenbar nicht. Sie nahm den Spott nicht ungnädig auf, sie sagte gar nichts darüber.

„So ist es der Herzog!“ dachte Dorn und

begann nun vom Herzoge zu reden, indem er denselben Ton anschlug.

Seltsam, es schien auch der Herzog nicht zu sein. — Antonie widersprach auch hier nicht.

Dorn versuchte es auf eine andere Weise. Er sprach zunächst von sich selbst, mit jener schonungslosen Offenheit, die er bei der ersten Begegnung auch Gellenberg gezeigt.

„Solch ein Poetenleben wie meines ist etwas gründlich verdammliches“, sagte er. „Was würden Sie von einem Maler sagen, der immer nur sein eigenes Portrait malte, sein liebwerthes Angesicht in allen Stimmungen und Beleuchtungen, die ihm einen verschiedenen Ausdruck geben können? Im Grund ist unsere Arbeit — ich meine uns Lyriker — eben so absurd. Ein ewiges Selbstportraitiren unsrer Stimmungen! Es ist ewig unser Gesicht, was aus allen Versen, die wir kräuseln, herausschaut. Alles, was wir behandeln, wird ein Geleier, in dem unsere Empfindung dem Leser stets dieselben biographischen Lamentationen vordudelt. Und der Mensch taugt doch eigentlich nur insofern er sich von sich befreit und losmacht, mit seiner Arbeit die Dinge außer ihm bewältigt, ein Stück

der Welt außer ihm sich erobert und mit seiner Thätigkeit für Andre Gutes wirkt. Da lob ich mir Ihre Kunst. Sie zieht Sie völlig ab von sich. Ihre ganze Arbeit hat mit objectivem Stoff zu thun. Sie sind nie dabei verführt, Ihr Ich ins Spiel zu bringen. So kommen Sie zu der glücklichen Gewohnheit, Ihr Ich zu vergessen. Ihr Ich macht Ihnen keine Last mehr, es ist nicht daran gewöhnt, sich geltend zu machen; so gewöhnt es sich die Bedürfnisse ab — auch hat es nichts von dem, was man Herzensbedürfnisse nennt und hat also auch nicht mit dem ganzen Elend zu kämpfen, in das uns Poeten diese Herzensbedürfnisse stürzen."

„Glauben Sie das?" fragte Antonie sinnig lächelnd.

„Sie selbst haben es mir bestätigt. Sie haben sich für die Einsamkeit erklärt, die mir, dem mit seinem Ich sich herumschlagenden, in lyrischer Ichsucht wie in einen verdammten Wahnsinn verfallenen Poeten, schon ganz unerträglich ist. Sie aber denken wie ein Mann, wie ein schaffender, respectabler Mensch, dem es um seine Arbeit und um solide Leistungen am objectiven Stoff zu thun ist.

Das Wo ist Ihnen dabei gleichgültig, Ihr Herz bannt Sie nicht an einen bestimmten Fleck; eine krankhafte Sehnsucht zieht Sie nicht zu einem Orte, das Herz nicht zu einem Menschenkinde zurück — der Drang nach Vervollkommnung höchstens in die Ferne, zu dem Schönen, zu den großen Kunstmustern. . . ."

„Das Alles lautet sehr schön", unterbrach ihn Antonie hier — „aber im Grunde ist doch eine Kunst wie die andere; das Ich ist ihr Boden, ihr Träger. Schaffen wir denn mit dem Talent? Nein, mit dem Charakter. Das Talent ist etwas wie ein bloßes Instrument — es ist der Pinsel; unser Charakter muß uns die Hauptsache, die Farben geben."

„Und daraus schließen Sie?"

„Daß Sie Unrecht haben. Weil der Charakter die Hauptsache ist, muß jeder Künstler inneres Feuer, Leid und Lust, Glück und Schmerz in sich tragen; das Alles ruht in einem stark entwickelten Leben des Ichs — und wie sollte dies Leben sich entwickeln können ohne . . . sagen wir: ohne Lyrik!"

„Das Wort Lyrik wollten Sie eigentlich nicht gebrauchen!"

„Nein, es ist wahr!“

„Sagen wir geradezu: ohne Liebe, ohne Leidenschaft!“

„Sagen wir es!“ antwortete Antonie ernst.

„Also doch!“ entgegnete Dorn.

Antonie schwieg. Dorn fühlte, daß es über die Rechte guter Kameradschaft, welche sie ihm eingeräumt, hinausgehen würde, wenn er weiter forsche. Er war „so klug als wie zuvor.“

„Wenn Sie“, begann nach einer Weile Antonie wieder, „Ihre Kunst hinter der meinen zurückstellen, so möchte ich umgekehrt der Ihrigen einen Vorzug vor der meinigen zuschreiben — nämlich das ewig Quellende, nie Versiegende daran! — Ihnen gab „ein Gott zu sagen, was Sie leiden“, und da dies Sagen Ihre Kunst ist, so schafft und strebt Ihre Kunst von selber ununterbrochen fort, denn ein ununterbrochenes Leiden scheint ja das Leben zu sein. Da meine Kunst aber kein unmittelbarer Ausdruck unseres Gefühls ist, so ist sie uns nichts mehr, sobald das Gefühl in uns zu mächtig wird und wir werfen sie als etwas uns fremd werdendes, mit unserer Innerlichkeit in keiner Berührung stehendes, uns schaal

und hohl gewordenes von uns, sobald das Leben der Empfindung so stark in uns wird, daß wir nur noch ihm uns hingeben können."

„Damit machen Sie mir ein eigenthümliches Geständniß, Fräulein Rosas", sagte Dorn.

„Inwiefern?"

„Ich habe auch Sie hier Ihrer Kunst, wie es scheint, entfremdet gefunden, entschlossen, hier in der Einsamkeit zu leben und Spitzen zu klöppeln."

„Man kann auch das Bedürfniß haben, sich in der Stille zu sammeln zu neuem Anlauf."

„Und ist es nur das, was Sie die Hände in den Schooß legen läßt?" fragte Dorn. „Gewiß", setzte er, da Antonie nicht antwortete, hinzu; „ein rechter Künstler gehört seiner Kunst, und ist ihr Vasall, ihr Kind, er kann ihr nicht untreu werden."

„Der Mann mag es sein", sagte Antonie nachdenklich und leise. „Ist es aber auch ein Mädchen, eine Frau?"

„Ist da ein Unterschied?"

„Ich glaube es. Dem Manne ist sein Beruf, seine Arbeit das Leben. Der Frau ist das Herz der Inbegriff des Lebens! Und wenn dies mit

seinen Forderungen sich ihrer bemächtigt, wenn sie ganz Herz wird, wenn ihre schaffende Kraft in dem Gluthstrom einer übermächtigen Empfindung dahin schmilzt, so ist sie nicht mehr Vasallin ihrer Kunst, sondern die Sclavin ihres Schicksals." —

Antonie fuhr nicht fort, und Dorn sagte sich im Stillen, sie prüfend von der Seite betrachtend:

„Also doch!"

Nach einer Weile weiteren Steigens den Bergweg hinan, lenkte Antonie nach links, einem schmaleren Fußsteig zu; bald darauf gelangte man auf einen kleinen freien Platz an der Kante der Bergwand, wo man in ein schmaleres, unten in der Tiefe von einem hellen Bache durchströmtes Seitenthal blickte. Die Aussicht in das hell und freundlich vor den Blicken sich ausbreitende Hauptthal mit dem hübschen, sich theilweise zwischen Gärten und Bäumen versteckenden Orte und dem schrofferen dunkleren Seitenthal war allerdings sehr lohnend für die Mühe der stellenweise ziemlich steil aufsteigenden Wanderung.

„Sind Sie befriedigt?" fragte Antonie hier, stehen bleibend und auf die Landschaft deutend.

„Wie können Sie so fragen?" entgegnete

Dorn. „Es ist eine Majestätsbeleidigung, so zu fragen!“

„Wie so?“

„Eine Beleidigung der Majestät der Natur. Was ist sie einem armen Menschenwurm schuldig, daß er sagen dürfte, er sei von ihr befriedigt oder nicht befriedigt? . . . er hat ihr immer nur zu danken.“

„Recht, und der Mensch mit einem ruhigen Herzen und einer stillen Seele kann ihr immer danken, denn für ihn ist sie immer schön; auch die Haide, die Steppe ist es!“

„Und wenn die Seele nicht still . . . das Herz nicht ruhig, sondern wund ist“, sagte Dorn, „ist sie dann nicht erst recht schön — bekommt sie dann nicht erst recht ihre Sprache, ihre lindernde heilende Macht für ihn?“

Antonie schüttelte den Kopf.

„Nein — nein“, sagte sie — „die Kunst und die Natur sind für glückliche Menschen, für gesunde, wenn Sie wollen — ein wundes Herz tränkt all unser Leben so durch und durch mit Egoismus, daß wir stumpf wider sie beide werden. Was man von dem Erhebenden der Kunst und

ihrer Kraft, die Seele über sich selbst hinauszutragen, spricht, und was man von dem Zauber der Natur schwatzt, unsern Schmerz zu lindern, unsere Leiden auf das Maß einer milden und wohlthuenden Wehmuth zurückzuführen — das Alles ist Thorheit, und von Menschen erfunden, die nie litten! Ich glaube, Rousseau hat es in Mode gebracht, so zu reden, und es beweist mir am besten, daß er mit starken Gefühlen nur kokettirte."

Dorn sah sie betroffen an und schwieg. Wie gewaltig mußte sich die Leidenschaft Antoniens bemächtigt haben, um sie zu einem solchen Ausspruch zu verführen!

Der Gedanke hieran beschäftigte ihn viel, viel zu sehr, um der Aussicht große Aufmerksamkeit zu schenken. Und da auch Antonie, wie in Gedanken versinkend, starren Auges einen Punkt am gegenüberliegenden Bergzuge betrachtete, der auch nicht das geringste Betrachtungswürdige hatte, so wandte sich Dorn, den Rückweg einzuschlagen.

„Was ist zu machen", sagte er auf dem Rückwege plötzlich mit einem Seufzer, ohne daß Antonie den Gedankengang, der ihn zu dieser Aeuße-

rung gebracht, verstand . . . „was ist zu machen? Wir sind alle Narren, verrückt Alle und müssen es schon ehren, wenn nur in der Verrücktheit eine gewisse Größe liegt, und die Leidenschaft, womit wir sie treiben, uns zu dem größten Opfer, dem Opfer unseres Glückes, unseres Selbst führt, die wir der Leidenschaft in den hungrigen Schlund schleudern!“

„Und worauf bezieht sich diese Bemerkung?“ fragte Antonie, überrascht ihn anblickend.

„Ich denke, man kann sie ganz im Allgemeinen ohne Bezug auf ein specielles Beispiel aussprechen. Ist es Ihnen nicht aufgefallen, wie Jedermann seine kleinen Verrücktheiten hat? Der Eine blickt an jedem Abend unter sein Bett, weil er glaubt, ein Dieb könne darunter liegen, der Andre liest von einer Krankheit und fühlt alle ihre Symptome im Leibe, der Dritte fürchtet sich vor Mäusen und der Vierte vor Trichinen. Und nun erst die begabten Geister, die Genies! Le génie est une maladie mentale, sagt Lamartine. Und: Le talent est une fièvre intermittente, Balzac. Und: non est magnum ingenium sine magna dementia, Aristoteles. Habe ich also nicht Recht,

wenn ich sage, ich habe Respect davor, wenn alle die Narrheitskeime, die in der Menschenseele liegen, wenigstens in einen tüchtigen Wahnsinn, in einen Zustand von Unzurechnungsfähigkeit ausbrechen, der uns doch als große Naturen, als Seelen, die der Leidenschaft fähig sind, zeigt!"

„Ich widerspreche Ihnen nicht, ich frage nur, wie Sie darauf kommen?" sagte Antonie.

„Durch den Inhalt unseres Gesprächs — durch Ihre Worte, die mich vorhin in einen solchen Zustand blicken ließen, wo uns die Natur und die Kunst gleichgültig geworden . . ."

„Nun, ich danke Ihnen aufs allerverbindlichste für die Schlußfolgerung, die ich aus diesen Worten ziehen muß — Sie halten mich also für . . ."

„Für eine große Natur!" unterbrach sie Dorn.

„Vielleicht doch zu früh, zu vorschnell!" versetzte sie gezwungen auflachend — „ich warne Sie, aus meinen Worten auf Zustände zu schließen, die am Ende nicht vorhanden sind!"

Dreizehntes Kapitel.

Der Idealist.

Dorn ließ sich durch diese Warnung nicht abhalten, im Stillen bei seinen Schlüssen, bei seinem: Also doch! zu bleiben; dagegen gelang es ihm nicht in den folgenden Tagen, an denen er so glücklich war, die gute Kameradschaft mit dem „blauseidenen Fräulein“ weiter pflegen zu dürfen und er manche Stunde ihr gegenüber in dem alterthümlichen Zimmer in der Waldmeisterei zubrachte, weiter auf den Grund ihres Geheimnisses zu gelangen.

Er erblickte von diesem Geheimnisse nicht mehr, wie von dem blauseidenen Feststaat, unter dem seine Phantasie sie sich früher ausgemalt. Antonie hatte längst, bevor er kam, diesen blauseidenen Staat durch die Waldmeisterin verkaufen lassen und trug ein einfaches schwarzes Kleid, einen Tag wie den andern.

„Sie gehen stets so schwarz, als ob Sie in Trauer wären?“ sagte Dorn eines Abends. „Sie haben nichts zu betrauern, zum wenigsten keinen Tod — höchstens das Leben, dem Sie selber entlaufen sind!“

„Vielleicht die Kunst, die in mir erstorben ist — denn um ein Leben, dem ich entlaufen wäre, würde ich doch jedenfalls nicht trauern.“

„Wer weiß es? Das menschliche Herz ist ein widerspruchvolles Ding und sehr oft wird uns „bei unserer Gottähnlichkeit bange“, wie unser Zerschmettert- und Zerschlagensein oft einen Kern von Wohlgefühl, unser Schmerz einen Kern von Wollust enthält. Und wenn Sie der Welt entflohen sind, dann . . .“

„Sie vollenden nicht!“ sagte Antonie.

„Ich vollende nicht, weil es vielleicht nicht gut ist, daß ich ausspreche, was ich sagen wollte.“

„Was könnte Schlimmes daraus entstehen?“

„Daß Sie mir böse würden!“

„Wollten Sie etwas so Arges sagen?“

„Nein; aber es könnte das, was ich sagen wollte, die Wahrheit enthalten, und dann würden Sie mir zürnen!“

„Ich würde Ihnen zürnen, wenn Sie jetzt nicht sagten, was Sie denken und mir dadurch zeigten, daß Sie nicht glauben, ganz offen gegen mich sein zu dürfen."

„Nun wohl, so will ich es sagen: wenn Sie der Welt entflohen sind, so hatten Sie ein wenig vielleicht die Hoffnung dabei, daß das, was Sie in dieser Welt lieben, es wie Sie machen und Ihnen in die Einsamkeit nachfolgen würde — und Sie trauern nur bis zu dem Tage, wo sich diese Hoffnung erfüllt. . . ."

„Sie können das nicht im Ernste glauben!"

„Wäre es ein Verbrechen, wenn ich es thäte?"

„Ein Verbrechen nicht, aber eine Thorheit. Eine Thorheit, von mir zu glauben, meine Flucht sei am Ende nichts als eine weibliche Koketterie! Und das, was ich liebe, kann mir nicht folgen, es ist gefesselt!"

„Darin glaube ich Ihnen gern", sagte Dorn lebhaft... „ein Gemüth, wie das Ihre, kann nur das Höchste lieben, und das Höchste steht eben so hoch, daß es nicht herabsteigen, sich von der Region, an die es gekettet ist, losreißen und Ihnen in die Einsamkeit folgen kann. Die Größe hat auch

ihre Fesseln, ihre Lasten, ihre drückenden Bande — und nicht Jeder ist so glücklich wie der Unglückliche, wie ein armer Teufel, wie ich zum Beispiel, der nachlaufen kann, wem er will, sich umtreiben, wo er will!“

„Sie wollen damit andeuten“, sagte Antonie leise und ihre Stirn auf ihre Hand stützend, „daß ich den Herzog liebe? . . .“

„Gestanden Sie es nicht?“

„Nein! Und weshalb forschen Sie danach? Wollen Sie meine gute Meinung von Ihnen zerstören; wollen auch Sie mir zeigen, daß Sie nicht ein harmloser Poet, den ich in Ihnen gesehen, nicht ein guter Kamerad einer Künstlerin sind, sondern ein Mann wie alle . . . wollen auch Sie sich mir wider meinen Willen aufdrängen als Vertrauter, als Rathgeber, als Beschützer, als Vertheidiger, als Vormund, so wie Ihr Freund Gellenberg, der mir so viel Angst, so viel Kummer gemacht, so erschreckend meinen Lebensweg durchkreuzt hat?“

Antonie sprach mit sehr gereiztem Tone, so daß Dorn sie durch die lebhaftesten Betheurungen

seiner Harmlosigkeit, seines Nichtswollens und nichts Begehrens zu beschwichtigen suchte. Im Stillen sagte er sich dabei, daß er nach dieser zornigen Aeußerung über Gellenberg vollends im Klaren sein könne über Antoniens Gefühl für den Herzog.

Dorn sollte für diese Thatsache noch eine andere Bestätigung, eine unumstößlichere erhalten.

Als er am nächsten Nachmittage zu ihr kam, schlug sie ihm einen Spaziergang zu einem kleinen See vor, zu dem man gelangte, wenn man in dem Seitenthal hinaufging, das nahe an Antoniens Wohnung in das größere, vom Dorfe ausgefüllte Thal mündete.

„Es ist das schmale dunkle Thal mit dem hellen Bache", sagte sie, „in das wir neulich hinabblickten — der Bach strömt aus einem kleinen See, oder besser nur Teich, der . . ."

„O, den kleinen See habe ich längst auf meinen Streifereien entdeckt", antwortete Dorn, „aber ich bin sehr zufrieden, mich von Ihnen hinführen zu lassen, denn die Partie ist so schön und romantisch, wie man sie verlangen kann."

Als sie auf dem Wege waren, sagte Antonie plötzlich ein wenig brüsk:

„Ich glaube, ich habe Ihnen gestern ein wenig Unrecht gethan. Ich wollte es nicht. Aber Sie waren indiscret geworden!“

„Freilich, ich war es!“ antwortete Dorn.

„Weil Sie es bekennen, soll es Ihnen verziehen sein.“

„Ich bekenne es nicht allein, ich will auch geloben, nie wieder davon zu beginnen.“

„Das ist gut. Ueberlassen Sie das Beginnen mir, wenn eine Stunde kommen sollte, wo ich das Bedürfniß empfinde, mich auszusprechen.“

„Ich will es.“

Antonie fuhr nicht fort. Sie gingen schweigend eine Weile neben einander her.

Plötzlich sagte sie:

„Kennen Sie den Herzog?“

„Nein — nicht anders, wie jeder getreue Unterthan seinen Landesherrn kennt!“

„Aber nach Allem, was Sie über ihn hörten, müssen Sie sich ein Bild seines Charakters gemacht haben und ein Urtheil über seine Zukunft?“

„Das habe ich allerdings. Ein Bild seines Charakters, das ziemlich hell und sonnig, und ein Urtheil über seine Zukunft, die ziemlich dunkel und schattig ist!“

„Reden Sie!“

„Sein Charakter ist etwas durchaus Ursprüngliches ... es ist etwas von einem im Paradiese geborenen Adamssohn in ihm. Er ist ins Leben hineingesprungen wie in Tagen, als der Engel mit dem Flammenschwerte noch nicht vor der Paradiesesthür stand. Die rechten Dichter sind solche Kinder, deren Wiege an der Quelle der vier großen Ströme stand, im Schatten der Palmen Edens. Die Unglücklichen!“

„Weshalb nennen Sie sie deshalb unglücklich? Sind diese Kinder der ursprünglichen unverdorbenen Jugendnatur der Menschheit nicht glücklich?“

„Nein — denn sie haben immer das furchtbare Schicksal, welches Adam und Eva traf, aus dem Paradiese hinaus geworfen zu werden, für sich aufs neue zu erleben und durchzumachen ... und das ist bitter! Andere Menschen, die altklug und als Kinder des Zorns geboren wurden, entgehen diesem Schicksal!“

„Und was wird das Ende sein?“ fragte Antonie.

„Das Ende? welches Ende?“

„Das des Herzogs, wenn er dies Schicksal einst erlebt hat!“

„Jedenfalls verdrießlich!“ entgegnete Dorn. „So lange der Schüler dem Wink folgen kann, unverdrossen die ird'sche Brust in Morgenroth zu baden, geht es gut. Wenn aber das Morgenroth zerfließt und der Tag mit seinem harten Lichte da ist — dann ist es verdrießlich, eine solche angenommene Gewohnheit nicht fortsetzen zu können. Der König von Thule, dem sein Kellermeister ankündigt, daß der Weinvorrath zu Ende! Was macht der Arme nun mit dem goldenen Becher? Ach, die Welt ist vielen Menschen nur noch ein Keller, in denen die Fässer leer getrunken sind. Sie machen verdrießliche Gesichter und man nennt sie, denk ich, Misanthropen!“

Antonie schüttelte den Kopf.

„Ein Misanthrop“, sagte sie, „wird der Herzog nicht.“

„Was bleibt ihm anders übrig? Ich halte ihn für eine in seinem ganzen Wesen zu gute und

reine Natur, als daß er etwas anderes werden, als daß er innerlich verwildert andere Wege einschlagen könnte. Er ist nicht der Mann dazu, auf die Bäder im Morgenroth andere Bäder — Schlammbäder folgen zu lassen."

„Schlammbäder?"

„Nun ja, wie so viele, die, wenn die Ideale zusammenbrechen, Zerstreuung und Betäubung suchen und gegen ihr Leiden Bäder im Sündenschlamm brauchen!"

„Darin haben Sie Recht — gewiß ist aber auch, daß der Herzog kein Misanthrop wird", fiel Antonie ein. „Das ist das Loos zu gutmüthiger Menschen, die zu viel auf Andere vertraut haben. Sein Schicksal muß ein unendlich traurigeres sein — das eines Idealisten, dem die Illusionen zerronnen sind, den nicht die Menschen, sondern die Ideen, für die er lebte, betrogen haben. Die Welt der Ideen, des Schönen, des Unendlichen ist für gewöhnliche Menschen nur ein Traum; für den Idealisten ist sie eine Wirklichkeit, in der er athmet und lebt; sie ist seine nothwendige Voraussetzung, ihm so nothwendig wie für uns andere Menschen der Boden, den wir nöthig

haben, um zu gehen. Er hat Alles in der Welt zu Ideen verflüchtigt; er liebt Alles nur wegen der Idee, mit denen er es beseelt hat; jede Gestalt hat ihm nur den Werth, den ihr die Flamme der Idee, die er über ihrem Haupte lohen sieht, giebt. Mein Gott, was beginnt er, wenn die unerbittliche Schule des Lebens ihm diesen Idealismus in Rauch aufgehen läßt; wenn sein Verstand ihm endlich die Welt zeigt in ihrer Wirklichkeit, in ihrer Nacktheit, in ihrer Häßlichkeit und all die Ideen, von denen sein Leben genährt wurde, in Staub und Asche zusammensinken? Es muß fürchterlich sein! Er kann nicht sagen: nun wohl denn, wenn dem so ist, so fügen wir uns darin; nehmen wir denn das Leben, in dem wir uns so bitter getäuscht haben, so wie es genommen sein will und suchen mit ihm auszukommen. Er kann so nicht denken, denn seine Natur ist eben eine idealistische und er kann seine Natur nicht von sich abstreifen, wie eine Schlange ihre Haut. Zeige man ihm hundertmal, daß, was er angebetete, gestürzte, geschändete Götter sind, der Raum verpestet ist, er muß doch fortfahren, vor ihnen zu knien! — Er sagt sich, daß Glück, Ruhm,

Liebe der ganze „farbige Abglanz“, an dem wir, wie Göthe sagt, das Leben haben, Rauch sind. Aber er kann ohne sie nicht sein, und indem sie sich vor ihm in Rauch auflösen, erstickt ihn dieser Rauch. Kurz, er wird einer der unglückseligsten Menschen, die sich denken lassen.“

Dorn schwieg eine Weile.

Dann sagte er: „Darin mag viel Wahres sein. Aber ist denn Alles Rauch? Wäre es zum Beispiel nicht möglich, daß das Leben neben einen solchen Idealisten ein Weib stellte, welches ihm zeigte, daß wenigstens die Liebe kein Rauch sei?“

„Nein, das ist nicht möglich. Dazu hat er sich das Weib und die Liebe viel zu ideal gedacht. Es ist nicht möglich, daß das, was das Leben ihm wirklich geben könnte, ihn irgend befriedigt. Er würde sich . . . wer weiß, wie bald . . . ernüchtert, verzweifelt, empört über diese Karrikatur dessen, was seine Träume ihm vorgespiegelt, abwenden!“

„Aber sein Herz, sein Gemüth . . .“

„O, sein Herz ist edel und sein Gemüth gold-rein,“ rief Antonie aus, „wer bezweifelt es; aber sein Herz und sein Gemüth sind Stücke seiner Natur und müssen dieser gehorchen. Er würde

sein Weib hassen als einen Hohn auf das, was er sich unter seinem Weibe erträumt, was er Alles einst in ihr erblickt . . . und sein gutes Gemüth würde in ihm wieder die bittersten Selbstanklagen, die grausamsten Gewissensbisse heraufbeschwören wegen dieses Hasses, der doch stärker wäre, als er selbst! Er würde sie heute mißhandeln und morgen auf seinen Knieen um Vergebung flehen! Welche Quelle des Elends! Welche Aussicht auf nicht endenden Schmerz! Welche Kämpfe! Gütiger Himmel, wenn ich denke, wie leicht ein armes Frauenherz von dieser Alles bestrickenden, hinreißenden Liebenswürdigkeit bezwungen, überwältigt und in diesen Abgrund, in ein so furchtbares Schicksal hineingerissen werden könnte!“

„Ich glaube, Sie sehen es zu tragisch an“, sagte Dorn betroffen von der Leidenschaftlichkeit, womit Antonie das Alles vorgebracht. „Die Liebe verändert die Naturen und hat schon größere Wunder hervorgebracht, als . . .“

„Hier würde sie keine Wunder hervorbringen, glauben Sie mir“, fiel sie hastig ein; „die Liebe würde eine solche Natur, wie die des Herzogs, nur steigern, nur noch idealistischer machen, nur noch

zehnfach höher über die Wirklichkeit hinaustragen, über der sie schon viel zu hoch schwebt. Nein, glauben Sie mir, dem Weibe, das ihm folgte, wäre besser, zehnmal besser, wenn es sich dort in den See, der da vor uns aufglänzt, stürzte, als sich von den Flügeln seines Idealismus in Sonnennähen tragen zu lassen, in denen es elend unterginge!“

Vierzehntes Kapitel.

Die Gegner.

Als Dorn am folgenden Nachmittage zu der Waldmeisterin hinüberging, sah er in der Entfernung auf der Dorfstraße einen in dunkelgrüner Livree gekleideten Reitknecht mit zwei gesattelten Pferden auf- und abschreiten, wie um die Thiere nach einer tüchtigen Anstrengung sich abkühlen zu lassen.

Er achtete dessen nicht weiter, bis er einen Aufschluß über diese Erscheinung an der Schwelle des Hauses bekam, worin Antonie wohnte. Die Waldmeisterwittwe saß am offenen Fenster und winkte Dorn, als dieser an der Seite des Hauses emporschreiten wollte, um auf der Holztreppe an der Hinterseite zu dem Saal Antoniens zu gelangen.

„Gehen Sie nicht hinauf, Herr“, sagte die Frau, als Dorn auf ihren Wink unter das Fenster kam.

„Nicht hinauf?“ fragte Dorn. „Und weshalb soll ich nicht hinaufgehen . . . das Fräulein ist doch nicht etwa unwohl?“

„Nein, sie ist nicht unwohl — sie hat mir nur aufgetragen, Sie abzuhalten, zu ihr zu gehen.“

„Und Sie wissen nicht weshalb?“

„Es ist ein Besuch bei ihr, und sie will nicht gestört sein.“

„Ein Besuch . . . ein junger Mann . . . ein sehr junger Mann . . . oder ein schon älterer, reiferer, der seine Dreißig zählen kann?“ rief Dorn überrascht aus, sofort an den Herzog und an Gellenberg denkend . . . „und ist er zu Pferde gekommen, mit jenen Pferden dort?“ setzte er im selben Athem hinzu, auf den Reitknecht in der Ferne deutend.

„Ja, zu Pferde . . . ein sehr junger, sehr schöner junger Herr“, entgegnete die Waldmeisters-wittwe. „Und er kam gradeswegs vors Haus galoppirt, glitt aus dem Sattel, und nachdem er seinem Reitknecht die Zügel zugeworfen, trat er

hastig in diese Kammer — so ohne weiteres, und sagte herrisch: Ich weiß, daß Fräulein Rosas in diesem Hause wohnt, ich weiß es; ich habe mit ihr zu reden, führen Sie mich zu ihr, kommen Sie, machen Sie keine Ausflüchte, es ist unnütz! — da konnte ich denn freilich nichts anderes thun. . . ."

„Sie führten ihn sogleich zu Fräulein Rosas? Und was sagte diese, als sie ihn sah, so unvermuthet, so plötzlich . . . war sie erfreut, war sie erschrocken . . .".

„Sie ward bleich . . . sie stieß einen leisen Schrei aus . . . dann stammelte sie etwas, das ich nicht verstand . . . und dann winkte sie mir heftig, zu gehen . . . und so ging ich . . . und nach einer Weile kam die Leni, die hinten im Baumhofe Garn begießt, herein und sagte, das Fräulein habe sie angerufen und habe ihr gesagt, sie solle zu mir gehen, ich solle Niemand zu ihr hinauflassen."

Also der Herzog! Und sie will ungestört mit ihm bleiben! sagte sich Dorn. So werden sich wohl die Dinge so entwickeln, daß Shakespeare Recht behält mit seinem: Frailty, thy name is

woman. Und für den überflüssig gewordenen guten Kameraden wird wohl die Zeit gekommen sein, seinen Tornister zu packen!

Einstweilen ging jedoch Dorn nicht, diese Maßregel auszuführen — er zog es vor, einen kleinen Spaziergang zu machen, um die Stunden, die er an den früheren Nachmittagen so viel angenehmer in Antoniens Gesellschaft zugebracht, todtzuschlagen.

In dem „Saal“ der alten Waldmeisterin stand unterdessen in der That der junge Herzog in einem grünen Jagdanzuge, zu dem der Hirschfänger mit kostbar ciselirtem Griff gehörte, den er eben auf den Tisch vor dem Fenster neben Antoniens Arbeit geworfen hatte. Er stand an diesem Tische aufgerichtet da, die linke Hand auf die Platte desselben gestützt, mit der rechten auf seinem Herzen.

Antonie ging, die Arme auf der Brust, mit dem linken Oberarm ihr Kinn stützend, während das gesenkte Antlitz wie in tiefstem Sinnen zu Boden blickte, in dem dunklen Raume auf und ab.

„Sie haben sich vergeblich hier vor mir verborgen“, sagte der Herzog, — „Sie würden es

vergebens versuchen, wenn Sie sich bis an die Enden der Welt vor mir flüchteten."

„Daß ich mich vergebens verborgen gehalten, das sehe ich — leider!" antwortete sie. „Wie war es Ihnen möglich, meinen Aufenthaltsort zu entdecken und nun so urplötzlich vor mir aufzutauchen, wie eine Botschaft des Schreckens uns überfällt, ein entsetzliches Schicksal ungeahnt vor uns tritt, das uns vernichten, zermalmen will. . . ."

„Sie gebrauchen starke Ausdrücke, Antonie!" rief der Herzog bitter aus.

„Ich spreche, wie mir ums Herz ist, und mein Herz hat allen Grund dazu, so zu fühlen! Reden Sie, wie war es Ihnen möglich, mich hier aufzufinden?"

„Ich hatte im Stillen alle Maßregeln getroffen, alle Befehle gegeben, die nöthig waren, um auf irgend eine Weise auf Ihre Spur zu kommen. Denn daß ich Sie so nicht ziehen lassen wollte, ohne noch einmal mit Ihnen zu sprechen, das stand felsenfest bei mir, ebenso fest aber auch, daß ich selber nichts thun dürfe, was die öffentliche Aufmerksamkeit auf mich, auf Sie ziehen könnte. Diese Rücksicht hielt mich auf meiner

Schaumburg fest — außer mir, verzweifelnd, wie ein Löwe in seinem Käfig gefangen, und doch mich bezwingend, meine sich aufbäumende Seele niederringend mit dem Gedanken „ich muß das um Ihretwillen!“ Endlich, endlich fand dieser unerträgliche Zustand, dessen Folter verdoppelt wurde durch die beklemmende Sorge, die Angst um Sie, die Vorspiegelung von tausend Gefahren, welchen Sie ausgesetzt seien — endlich fand er sein Ende — die Gitterstangen vor meinem Käfig brachen, ich konnte hinauseilen, fortfliegen — zu Ihnen — ich hatte Sie wiedergefunden!“

„Mit dem Allen haben Sie mir nicht gesagt, wie Sie mich wiedergefunden.“

„Ich hatte einen vertrauten Boten, meinen Kammerdiener Ernst, nach Mildenstein an Ihren Verwalter gesendet . . . er hatte diesem meine Theilnahme an Ihrem Schicksal, meinen Wunsch, Nachrichten von Ihnen zu erhalten, mitgetheilt; der Verwalter vertraute Ernst den Brief des Herrn . . . wie heißt er? . . . den Sie zu Ihrem Geschäftsführer gemacht, an — und damit war mir genug gegeben, um zu wissen, wo ich Sie zu suchen hatte!“

„Und was soll jetzt werden?“ sagte Antonie mit einem tiefen Seufzer.

„Was jetzt werden soll . . . das haben Sie zu bestimmen, Antonie“, erwiederte der Herzog. „Reden wir offen und ohne Hinterhalt mit einander. Sagen Sie mir Ihres Herzens ganzen Inhalt mit dem unbegrenzten Vertrauen, das ich — bei Gott — um Sie verdiene. Und dann — dann verlangen Sie von mir, fordern Sie, sagen Sie, was geschehen soll. . . .“

„Wenn Alles von mir abhängen soll — von meiner Bestimmung — mein Gott, weshalb dann mir folgen, Herzog August, — weshalb dann nicht auch meinen Willen achten, hier ruhig und ungestört mir selber zu leben? Hatte ich diesen Wunsch, diesen Willen nicht deutlich genug durch meine Flucht ausgesprochen?“

„Das hatten Sie . . . aber diesen Wunsch durfte ich nicht beachten. Sie haben mir längst das Recht eines Freundes, eines Bruders auf Sie gegeben, und damit mußte ich mir Klarheit über Sie, über Ihr Loos verschaffen, mußte wissen, was ich für Ihre Zukunft thun könne. . . .“

„Nun wohl denn — dann hören Sie von

mir in dieser Stunde, daß Sie für meine Zukunft nichts thun können, daß mein Loos sein wird, still und zurückgezogen in irgend einer Künstler-stadt des Südens, wohin ich mich begeben werde, das Glück und den inneren Frieden zu finden, den treue Uebung jedes Berufs gewährt, und treue Uebung des Künstlerberufs mehr als jede andere vielleicht. Das, meine ich, müßte Ihnen genügen und damit könnten wir in Frieden und Freund-schaft scheiden."

„Sie sind so eisig und scharf, Antonie", ant-wortete der Herzog, „daß mir fast der Muth er-stirbt, weiter zu reden!"

„Wäre das für uns nicht das Beste, wenn wir Alles gesagt sein ließen damit!"

„Nein, nein — für mich wäre es das nicht — ich muß aussprechen, was ich zu sagen gekommen bin. Antonie — Sie haben mich getäuscht — Sie lieben Gellenberg nicht — wenn Sie ihn liebten, wären Sie nicht auch vor ihm geflohen — ich weiß, daß Alles, was Sie mir von ihm sagten, Täuschung war, ich habe es in seinen Mienen gelesen."

„Und wenn es nun Täuschung war, was dann . . .“

„Dann erneuere ich meine Bewerbung um Sie — geben Sie mir Ihre Hand, Antonie, reichen Sie sie mir am Altare — als Fürstin Rosenstein und als mein vollberechtigtes Weib — ich werde das zu ordnen, durchzusetzen, durchzukämpfen wissen, glauben Sie mir es . . . oder reichen Sie mir die Hand als Antonie Rosas, mir, dem einfachen Privatmanne — denn ich bin entschlossen, wenn es Ihr Wille ist, das zu werden.“

„Wie . . . Sie wollten . . . Herzog August, Sie wollten wirklich Ihrer Würde entsagen, und das um meinethalben?“

„Ich will es — es ist mein fester Entschluß.“

„Unmöglich!“

„Soll ich es beschwören? Glauben Sie meiner einfachen Versicherung nicht mehr?“

Antonie hatte ihre Schritte gehemmt. Sie stand und maß ihn mit ernsten und fast zornigen Blicken.

„Und das wollen Sie thun, um einer schwärmerischen und phantastischen Neigung, um eines jungen Mädchens willen, von Ihrer Phantasie

hingerissen, als ob wir heute in den Tagen der Romanzen von dem König und der Schäferin lebten, als ob es nicht tausend edle und große Pflichten — um so heiliger, je schwerer sie sind, um so unabweisbarer, je segenbringender ihre Erfüllung ist — für Sie gäbe, als ob nicht tausend unzerreißbare Bande Sie an Ihr Land, Ihr Volk knüpften?“

„Sie können über das Alles nicht urtheilen, Antonie“, versetzte der Herzog kühl, „weil Sie, gerade Sie es beurtheilen mit Ihrer Phantasie, und Sie gerade fassen es phantastisch und schwärmerisch auf! Mit prosaischer Nüchternheit betrachtet, erscheinen die Dinge ganz anders — just unsere Zeit hat den Fürsten eine Stellung gegeben, wo, wenn das Staatswesen nur einigermaßen wohl organisirt ist, der Charakter des Herrschers ziemlich gleichgültig wird, und ob ich oder ob ein entfernter Vetter von mir seinen Kopf auf die Landesmünzen schlagen läßt — es ist ja das fast noch die einzige Angelegenheit, bei der man unsern Kopf in Anspruch nimmt — das ist für den Lauf der Dinge ganz und völlig einerlei. Das Uebermaß der Prosa, in der sich die übrige Welt

bewegt, hat für die Fürsten jene goldene Zeit der Poesie zurückgebracht, wo sie, wie die Romanzenkönige, von denen Sie sprachen, von ihrem Thron herabsteigen können, um ihre Schäferin aufzusuchen. Ist es denn etwas so Unerhörtes, was ich thun will? Ich denke, ich habe Schicksalsgenossen genug!"

„Herrscher, die freiwillig entsagten?"

„Freiwillig oder gezwungen!"

„Nur gezwungen, und sie alle streben mit allen Kräften danach, ihre verlorene Stellung wieder zu gewinnen; sie alle fühlen also anders wie Sie — und würden Sie nicht auch sehr bald zurückersehnen, was Sie aufgegeben? Wäre es möglich, daß ich Sie für immer entschädigte für den unermeßlichen Preis, mit dem Sie mich erkauft hätten? Und wenn Sie es mir schwören, zehnmal am Tage schwören — daß Sie es schwören würden, weiß ich — würde ich es glauben dürfen — immer glauben dürfen, nach Jahren noch — wenn der Rausch verflogen, wenn ein reiferes Alter Sie die Dinge anders anschauen lehrt, wenn der Ehrgeiz, der jetzt noch kaum Gewalt über Sie hat und eben doch jedes tüchtigen Mannes herrschende

Leidenschaft ist, auch in Ihnen seine Macht geltend macht — wenn der Ehrgeiz an die Stelle der Jugendschwärmerei tritt und Ihnen in jeder Stunde fühlbar macht, worauf Sie verzichtet haben? Kann ich glücklich werden mit der Angst vor dieser Wendung, die einmal eintreten muß, im Herzen — gezwungen, mit sorglicher Spannung in Ihren Zügen zu forschen, ob ich — noch Ihr Glück oder der böse Genius Ihres Lebens bin, der Sie umstrickt, Sie verführt, Sie fortgerissen hat aus Ihrer glänzenden Sphäre, heruntergezogen von Ihrer Höhe . . .? Denn das scheint ja überhaupt meine Bestimmung, an glückliche, friedliche Zustände wie ein böser Genius heranzutreten, der sie zu zerstören droht!"

„Sie haben kein Vertrauen zu mir, Antonie", sagte der Herzog vorwurfsvoll. „Sie behandeln mich wie ein Kind, nicht wie einen Mann, der Alles wohl erwogen und überdacht hat."

„Treten Sie nicht wie ein Kind vor mich!" rief Antonie wie außer sich aus — „mit Plänen, mit Absichten . . ."

„Die wahrhaftig nicht die eines Kindes, sondern

die eines Mannes sind", unterbrach sie der Herzog jetzt fast zornig. „Ich bin mir vollständig ruhig und klar dessen bewußt, was ich thue. Ich will mein Glück und das Ihre. Für den Thron bin ich nicht geboren — ich finde es da nicht. Ich will ihn verlassen und will das Glück auf meine Weise suchen. Auf diesem Wege nach dem Glück bin ich in diesen Ort, an diese Stelle gekommen — hier steht es vor mir, ich sehe, meine Hände ergreifen es ... aber es ringt mit mir, es will sich mir entziehen, es will sich stolz nicht so leicht gewinnen, nicht im ersten Anlauf, im Sturm erobern lassen — nun wohl, ich finde mich darein, in das Loos jedes Sterblichen, das Glück mühsam und mit langer, ausdauernder Aufbietung aller Kräfte verdienen zu müssen — ich füge mich darein und will bescheiden und unterwürfig Sie jetzt allein lassen, Antonie. Ich habe zu Ihnen gesprochen — ich lasse Ihnen Zeit und Ruhe, Alles, was ich gesagt, zu überdenken. Ich kehre morgen zu Ihnen zurück. Ich will auch dann nicht eine entscheidende Antwort. Ich will harren, bis Ihr Herz, Ihr harter Sinn erweicht sind. Leben Sie wohl, Antonie — versprechen Sie mir nur das Eine,

daß Sie . . . nicht abermals vor mir die Flucht ergreifen wollen! Ihre Hand darauf!“

Er trat vor sie hin und streckte seine Rechte aus.

Zu seiner unsäglichen Ueberraschung nahm sie die Hand nicht — sie sah ihn groß an, innig, wie hingerissen, wie überwältigt — Thränen schossen in ihre Augen, — sie legte beide Arme auf seine Schulter und ihr Haupt schluchzend an seine Brust.

Der Herzog stand stumm, zitternd, vor halb freudiger, halb schmerzlicher Ueberraschung keines Wortes mächtig.

Es war ein kurzer, seliger Augenblick für ihn. Sie drückte ihn wie krampfhaft an sich; sie schien an seiner Brust vergehen zu wollen. Dann aber, eben so plötzlich, riß sie sich los und warf sich in ihren Stuhl und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

„Antonie — Antonie“ — rief Herzog August aus — „was sagen, was gestehen Sie mir . . . gerechter Gott, kann das Glück so erschrecken, so wie ein Blitzstrahl treffen. . . .“

„O, gehen Sie jetzt“, sagte sie heftig, „gehen Sie — gehen Sie!“

„Antonie, und jetzt — jetzt senden Sie mich von sich?“

„Ich bitte Sie, gehen Sie — lassen Sie mich mir selbst — ich bitte Sie flehentlich!“

„Also auf morgen!“ rief der Herzog leidenschaftlich.

Er wandte sich rasch und ging.

Sie blickte auf und ihm nach, wie sich die Thür hinter ihm schloß. Wäre sie ihrem Impulse gefolgt, so wäre sie ihm nachgestürzt, um ihn zu halten.

„O mein Gott“, rief es in ihr — „er hat ja Recht — Recht in Allem — ich liebe ihn — er liebt mich — wie elend klein und jämmerlich klammere ich mich an hundert Gründe, um ihm zu widerstehen — hundert Gründe der elenden, feigen, jede Schwungkraft der Seele lähmenden Vernunft — und doch ist in mir nur Ein einziger Grund, nur Ein Ruf der Seele, nur Ein Gefühl des Herzens, nur Ein flammendes Sein und Leben — Ein Lodern all meines Wesens, Ein Verlangen, — — zu leben und zu sterben in Ihm!“

Dabei sprang sie wieder auf und krampfte ihre Hände zusammen.

„Ist dieser Gedanke des Verzichtens, diese Flucht, dieser Kampf mit mir selber, in dem ich gesiegt zu haben glaubte, ist er groß und edel, oder klein und jämmerlich? Ist es edel und groß, das Leben, das Glück, den Schwung zweier guter und reiner Seelen den Rücksichten auf die Welt zu opfern? Steht das Recht meines Gefühls, seines Gefühls nicht höher als das Recht der Verhältnisse? Was sind diese Verhältnisse anders, als die hundert sich um uns schlingenden Arme eines mörderischen Polypen, der uns in die Tiefe des Abgrundes ziehen will, und ist es ein Frevel, diese Arme zu zerreißen, mit Gewalt von sich zu schleudern? Ist mein Herz nicht eben so viel für mich, wie der Mutter ihr Kind, und handelt die Mutter recht, die ihr Kind dem glühenden Baal in die Arme drückt und eine große That begangen zu haben glaubt, weil sie den Baal in ihrem Blödsinn für einen Gott und ihre scheußliche Handlung für Pflicht hält? Pflicht, Egoismus, Seelenstärke ... wer sagt mir, auf welcher Seite sie liegen ... o, mein Gott, welches Wirrniß!

Und dann Er . . . seine Natur . . . unsere Zukunft! Ich habe kein Licht, ich sehe keinen Weg — ich weiß keinen Rath, ich fühle keine Stimme in mir, die mich lenkt, ich fühle nichts als diesen übermächtigen, diesen unwiderstehlichen, diesen entsetzlichen Drang: zu ihm, zu ihm!"

Während sich Antonie diesem Ausbruche ihrer Leidenschaft hingab, die vulkangleich nach dem langen und ausdauernden Kampfe mit sich selbst sich Luft zu machen strebte und nun um desto gewaltsamer Herr über sie wurde — während deß war der Herzog langsam und in tiefe Gedanken verloren demselben Gasthause zugeschritten, worin Dorn wohnte, und wohin ihn der Reitknecht mit den beiden Pferden führte, den er herangewinkt und dem er seine Absicht mitgetheilt hatte, in diesem Orte zu übernachten.

Er hatte nicht ganz die Wahrheit gesprochen, als er Antonie gesagt, daß er mit der festen Absicht gekommen, entweder sie zu seiner gleichberechtigten Gemahlin zu machen, oder ihretwegen seiner Würde zu entsagen. Der Entschluß, bis zu diesem Aeußersten zu gehen — freilich oft erwogen und durchdacht — war doch in ihm erst

in ihrer Gegenwart, erst ihrer kalten Strenge gegenüber so fest geworden, bei der seine Energie sich starrsinnig, zornig aufgebäumt hatte — er wollte, er mußte diesem Weibe gegenüber, das ihm so hartnäckig widerstand, siegen — der Gedanke, sich ihr noch einmal beugen und auf sie verzichten zu sollen, war ihm vollständig unerträglich, es war etwas Unmögliches, etwas Vernichtendes, seine Natur schloß den Gedanken der Entsagung, wie etwas ihr durchaus Widerstrebendes, aus, er hätte lieber nicht seine Krone allein, nein, sein Leben hingegeben!

Und jetzt, jetzt, wo ein Ausbruch ihres Gefühls unwillkürlich, übermächtig ihm gesagt hatte, daß er von ihr geliebt sei, wo er gesiegt hatte — jetzt, wo er sich selig über sich selbst hinausgetragen fühlte, jetzt flüsterte ihm mitten in seinem Herzensjubel dennoch eine Regung des Egoismus zu: und ist es nicht möglich, dies Glück zu sichern, zu erhalten und dennoch nicht zu entsagen . . . auf nichts zu verzichten?

Sein Gefühl für sie war rein und groß; es füllte seine ganze Seele; er lebte darin, es verdunkelte jede andere Rücksicht. Aber es war nicht

ſtark genug, um die Wurzel des Unaustilgbaren in der Menſchennatur, des Egoismus, völlig aus ſeinem Innern auszurotten.

Er dachte darüber nach, wie ſich Liebesglück und ſeine Gewalt und Macht verſöhnen, wie ſie ſich verbinden ließen, wie eines durch das andere zu verſchönern, erſt zu ſeinem rechten Glanze und Werthe zu bringen ſei, — wie dann in ſolcher Vereinigung beides ihn umſtrahlen werde, ſo daß kein Sterblicher je auf einer neidenswertheren Höhe des Glückes geſtanden; ſo daß es keiner Menſchenſeele je beſchieden, ein Daſein zu führen, das mehr von Poeſie umfloſſen, dem durch die Harmonie von innerem und äußerem Glücke mehr der Stempel des wahrhaft Menſchenwürdigen aufgedrückt geweſen ſei.

Der Reitknecht war vorausgeeilt, um ſeinen Gebieter in dem Wirthshauſe anzumelden. Der Herzog ließ ſich ein Zimmer anweiſen und verbot ſeinem Diener durch einen Wink, ihn hier zu nennen. Dann, nachdem er einige Erfriſchungen beſtellt und haſtig zu ſich genommen, erhob er ſich wieder, um das Haus zu verlaſſen. Er ließ ſich den Weg nach dem Poſthauſe zeigen, von wo er eine

Staffette heim nach der Schaumburg senden wollte, mit dem Befehle an seinen Kammerdiener Ernst, ihm mit einer Equipage und einigen Sachen, deren er bedurfte, nachzukommen.

Als er die Dorfstraße entlang dem Posthause zuschritt, sah er eine Extrapost vor demselben anfahren.

Ein Mann stieg aus dem Wagen, der ihm bekannt schien ... er war nicht um zehn Schritte näher herangekommen, als er in dem Reisenden Victor von Gellenberg erkannte.

Dieser sprach eben mit dem aus der Thür getretenen Postmeister; die Aufmerksamkeit des letzteren auf den sich nähernden Fremden machte auch Gellenberg sich diesem zuwenden — mit einer Bewegung wie der Ueberraschung trat Gellenberg dem Herzog entgegen.

Dieser war stehen geblieben.

„Sie hier, Herr von Gellenberg — denn Sie sind's ja wohl?“ sagte er in einem keineswegs freundlichen Tone, der Anrede Victors zuvorkommend.

„Ich bin's, Hoheit ... und überrascht Sie das ... so unangenehm, darf ich wohl fragen?“

„Was bringt Sie hierher?“ antwortete der Herzog mit einer Gegenfrage, indem er sich wandte und Gellenberg mit einem Winke veranlaßte, neben ihm her die stille Dorfstraße hinaufzuschreiten.

„Was mich hierher führt, Hoheit“, versetzte Victor ernst, „das ist, aufrichtig und offen gestanden — Ihre Spur.“

„Meine Spur?“

„So sagt ich!“

„Und weshalb folgen Sie der?“

„Brauche ich das zu erklären?“

„Nun, ich meine doch, ich habe das Recht, mir eine Erklärung darüber auszubitten.“

„Und ich bin bereit, sie zu geben, wenn Sie sie verlangen, Hoheit . . . aber ich meine, eine solche Erklärung sei überflüssig . . . Ihr eigener Scharfsinn könne sie Ihnen geben.“

„Zu enträthseln, was Sie veranlaßt, meine Spur zu verfolgen? Das geht durchaus über meinen Scharfsinn. Ich wüßte nicht, daß ich Jemandem den Auftrag gegeben, mir zu folgen, nicht, daß ich den Wunsch geäußert, auf diesem meinem Reiseausfluge begleitet oder beobachtet zu

werden — und da es nicht Geschäfte sein können, die Sie zu mir führen ... oder wäre das der Fall?"

„Nicht das ... Geschäfte sind es nicht, die mich herführen. Ich bin einfach deshalb Ihnen gefolgt, weil ich mir sagte, daß Ihre Reise Fräulein Rosas gelte; daß am Ziele derselben Fräulein Rosas zu finden sein werde und daß ich nur genau Ihren Spuren zu folgen habe, um diese zu finden."

„Und Sie, Sie wollen Fräulein Rosas finden?"

„So ist es — und ich denke, ich habe sie gefunden, weil ich Sie hier in diesem Orte sehe, Hoheit!"

„Und wozu? Was wollen Sie von ihr?"

Gellenberg antwortete nicht gleich.

„Reden Sie", rief der Herzog stürmisch aus.

„Ich wünsche mit ihr zu reden", sagte Victor. „Ich wünsche mancherlei von ihr zu erfahren. Ich wünsche eben Fräulein Rosas zu sehen und zu sprechen und über ihr Schicksal Klarheit zu erhalten."

„Das wünschen Sie ... nun wohl, der Wunsch

mag nicht unnatürlich sein — aber ich, ich wünsche, daß er nicht erfüllt werde."

„Auch natürlich!" fiel Victor ein.

„Weshalb rufen Sie das so bitter ironisch aus?"

„Ich habe meinen Grund dazu."

„Sie haben keinen. Ueber Fräulein Rosas mögen Sie beruhigt sein. Es ist wahr, sie ist hier im Orte. Ich sprach sie — sprach sie noch eben. Ich werde sie auch morgen sprechen. Es bedarf keines Dritten, der sich der Angelegenheiten des Fräulein Rosas annimmt. Ich denke, sie gehen von nun an nur mich an!"

Gellenberg blickte überrascht über diese herrische und zuversichtliche Sprache in die Züge des Herzogs.

„Glauben Sie mir etwa nicht? Fräulein Rosas, wenn Sie es denn wissen wollen, liebt mich — nur mich . . . und Sie sehen, Ihre Fahrt auf meinen Spuren, Ihre Verfolgung ist — mindestens überflüssig!"

Gellenberg war bleich geworden. Er antwortete eine Weile nicht. Dann sagte er:

„War sie überflüssig, so hatte ich doch ein

Recht dazu. Fräulein Rosas hat mir das Recht gegeben, als ihr Freund und Berather ihr zur Seite zu stehen, wo sie dessen bedarf. Und ich glaube, sie bedarf dessen nie mehr als in diesem Augenblicke."

„Und wenn ich Ihnen sage, daß sie dessen nicht bedarf — daß Ihr Rath sie nur beunruhigen würde, von dem rechten Wege, den sie schreiten wird, ängstigend in die Irre treiben würde?"

„So müßte ich doch darauf bestehen!"

„Sie sind hartnäckig, mein Herr von Gellenberg!"

„Ich glaube es sein zu müssen."

„Und was ich Ihnen sage?"

„Das weiß ich zu verehren, Hoheit — aber gradeaus gestanden — es ist das Wort eines Mannes, der sieht, was seine Leidenschaft ihn sehen läßt!"

„Als ob nicht auch Sie die Leidenschaft triebe, in ganz unberechtigter, aufdringlicher Weise durch Ihre Dazwischenkunft ein Verhältniß zu verwirren, das gar keiner solchen Einmischung, wie die, womit Sie Fräulein Rosas bedrohen, bedarf."

Der Herzog rief dies sehr gereizt aus — der

Zorn begann ihn zu übermannen — er fühlte instinctiv, wie viel er zu befürchten habe, wenn ein Dritter, der sich als Freund Antoniens aufwarf, zwischen sie und ihn trete, und wie viel mehr, wenn dieser Dritte Gellenberg sei, dessen Verhältniß zu Antonien für ihn immer doch einen Theil beunruhigender Unklarheit hatte! Er war entschlossen, dies zu verhindern.

„Hoheit", sagte Gellenberg, ruhig aber bestimmt, „ich werde mir den Weg zu Fräulein Rosas durch Niemanden versperren lassen. Ich stehe nicht hier als Ihr Unterthan, wir sind auf fremdem Boden und jener Dame gegenüber haben wir als Männer gleiches Recht."

„Wollen Sie mir Trotz bieten?" fragte der Herzog stehen bleibend.

„Nicht das — nur auf meinem Rechte bestehen."

„Sie haben kein Recht. Das Mädchen gehört nicht Ihnen, sondern mir . . . ich habe sie theuer genug erkauft!"

„Das eben will ich wissen — ob sie „„erkauft"" ist — oder frei sich Ihnen schenkt, wie Sie behaupten."

„Sie werden beleidigend“, rief der Herzog mit dem Fuße stampfend aus.

„Das wollte ich nicht. Lassen Sie Fräulein Rosas selber entscheiden. Gehen wir beide zusammen zu ihr!“

„Nein, nein und abermals nein!“

„Wie Sie wollen, Hoheit“, erwiederte Gellenberg achselzuckend auf diese im höchsten Zorn ausgerufenen Worte des Herzogs.

„Wenn Sie so trotzig auf Ihr Recht als Mann pochen“, fuhr dieser bleich vor Erregung fort, „wohl, so sollen Sie Ihren Mann an mir finden. Ich werde Ihnen mit der Waffe in der Hand den Weg vertreten, den Sie sich sonst nicht versperren lassen wollen . . . Sie werden diesen Weg nur über meine Leiche finden! Haben Sie Waffen?“

„Nein!“

„Mein Reitknecht führt Pistolen in seinen Sattelhalftern — sie werden genügen!“

„Ich darf mich nicht mit meinem Landesherrn schießen.“

„Elende Ausrede! Sagten Sie nicht selbst, wir ständen hier auf fremdem Boden?“

„Ja — aber deshalb hören Sie nicht auf . . .“

„Ihr Souverain zu sein? Zum Teufel, wenn ich das bin, weshalb gehorchen Sie mir alsdann nicht? Ihre Auffassung der Dinge scheint etwas von elastischem Gummi zu haben, mein Herr von Gellenberg — die Sorge vor meiner Waffe macht mich also plötzlich wieder zu — Ihrem Landesherrn!“

„Sie denken selbst nicht, was Sie sagen, Hoheit. Sie sind zu verständig und gerecht dazu, um nicht einzusehen . . .“

„Ich sehe nichts ein“, schrie der Herzog, dessen ganze Geduld zu Ende war, wüthend auf, „als daß ich es mit einem unerträglichen, tolldreisten Menschen zu thun habe, den ich entschlossen bin, mir aus dem Wege zu schaffen . . . wenn dazu die ehrenhafte Weise nicht genügt, die ich mich herablasse, Ihnen anzudeuten, so . . .“

„Hören Sie auf, Hoheit“, fiel ihm Gellenberg entrüstet ins Wort — „ich möchte keine Silbe weiter in diesem Tone von Ihnen vernehmen, der Ihrer unwürdig ist. Sie lassen mir keine Wahl . . . ich nehme ihr Duell an; entstehe daraus, was da mag!“

„Wohl denn! Woher den Secundanten nehmen?“

„Ich weiß es nicht!“

„Ein Zeuge wird, denke ich, genügen!“

„Mir genügt er!“

„Und es wird sich doch irgend ein gebildeter Mensch, der dazu taugt, in diesem Orte finden lassen!“

„Hoffen wir es!“ sagte Gellenberg.

„Sie werden also von mir hören!“ versetzte der Herzog, sich kurz abwendend.

Er ging eilig, Gellenberg stehen lassend, seinem Wirthshause zu. Dieser wandte sich ebenfalls und schlug langsam, von tausend Gedanken bestürmt, den Rückweg zu seinem Posthause ein.

Das Posthaus hatte Fremdenzimmer für übernachtende Gäste. Man wies Gellenberg eines an, als er danach fragte.

Gellenberg brach, als er sich allein in diesem kleinen und niedern Zimmer sah, vor innerer Erregung fast zusammen.

Er warf sich auf einen am Fenster stehenden Armstuhl und starrte mit zusammengekrampften Händen den Boden an.

„Also hier . . . und sein Raub . . . seine Beute!“ murmelte er. „Sie ist verloren auf ewig — verloren; nach kurzem Glück wird sie unglücklich auf immer! Hätte ich sie nie gesehen!“

Nach einer Weile sprang er auf und zog die Schelle: Er verlangte nach Schreibmaterialien.

Als man sie ihm gebracht, warf er einige wenige Zeilen aufs Papier; sie waren kaum geendet, als es an seine Thür pochte.

Auf Gellenbergs Ruf trat ein junger Mann hastig ins Zimmer. Victor erkannte ihn im ersten Augenblick nicht, dann rief er überrascht aus:

„Dorn . . . Sie sind's?“

„Ich bin's, Herr von Gellenberg — ich erfahre vom Herzog, daß Sie hier seien!“

„Vom Herzog . . . und er sendet Sie wohl auch?“

„In der That . . . er sendet mich; ich stieß auf ihn in meinem Gasthof — er fragte mich, wer ich sei, dann nahm er mich mit auf sein Zimmer und gab mir den Auftrag, zu Ihnen zu gehn. . . .“

„Dorn . . .“ unterbrach ihn hier Gellenberg

mit einem bitter vorwurfsvollen Ton — „Sie sind ein ungetreuer Freund. . . .“

„Und weshalb?“

„Mit welchem Versprechen trennten Sie sich von mir?“

„Ich weiß . . . aber ich vermochte nicht, es zu halten. Ich fand sie — Antonie — hier . . . ich sprach mit ihr — ich hörte ihre Bitte, ihren Aufenthalt nicht zu verrathen, an, und ich konnte nicht anders als thun was sie verlangte. Ich wäre ein schlechter Mensch gewesen, wenn ich das Vertrauen hintergangen hätte, mit dem sie mir entgegen kam.“

„Mag sein, — aber Sie konnten mir Licht geben, mir sagen, ob es ihr eigener Wille, der sie hierher geführt, oder . . .“

„Ich durfte nichts sagen — sie wollte es nicht.“

„Es wäre alles anders gekommen“, fuhr Gellenberg mit dem Tone tiefer Trauer fort.

„Sie wären am andern Tag da gewesen und . . .“

„Vielleicht! vielleicht hätte ich sie gerettet!“

„Gerettet? Wovor?“

„Vor der Zukunft, welche ihrer harrt."

„Mein Gott, diese Zukunft wird am Ende nicht so tragisch sein. Sie liebt den Herzog . . ."

„Sind Sie überzeugt davon?"

„Völlig!"

„Dann aber ist sie verloren."

„Weshalb? Weshalb soll sie verloren sein, weil sie einen liebenswürdigen Mann liebt? Weil er zufällig ein Herzog ist? Oder weil er, wie Antonie sagt, ein „Idealist" ist?"

„Aber begreifen Sie denn nicht . . ."

„Ich begreife nichts von Ihrer Hartnäckigkeit, das Schicksal Antoniens so tragisch zu nehmen; ich sehe es in einem durchaus nicht trüben Lichte und deshalb möchte ich Ihnen einen ehrlichen Freundesrath ans Herz legen. Sein Sie stark, verzichten Sie auf ein Gut, das Ihnen einmal nicht bestimmt ist!"

„O mein Gott, das that ich ja!"

„Das thaten Sie — glauben wenigstens, es gethan zu haben . . . worauf Sie aber bis jetzt nicht verzichteten, das ist die fixe Idee in Ihnen, Sie müßten eine Art irdischer Vorsehung für Fräulein Rosas machen. Glauben Sie mir, das

ist eine gefährliche Sache — gewöhnlich kommt nichts dabei heraus, als Unglück, wenn Jemand diesen waghalsigen Gedanken in Beziehung auf ein anderes Menschenkind faßt. Wir sind alle zusammen viel zu kurzsichtige Geschöpfe, um eine solche Rolle mit rühmenswerthem Erfolg spielen zu können!“

Gellenberg schwieg. Nach einer Weile sprang er auf und sagte, sich ans Fenster stellend und auf die dunkele Gasse draußen hinausblickend:

„Es mag Wahrheit sein in dem, was Sie sagen, Dorn! Aber . . .“

„Sie sehen es ein? Nun wohl denn, so reißen Sie die fixe Idee auch sofort mit der Wurzel aus. Schlagen Sie sich die ganze Sache gründlich aus dem Kopfe, bestellen Sie unten im Hause Postpferde und lassen Sie uns beide sofort dieses Nest verlassen, in dem wir beide nichts mehr zu suchen haben. Ich werde Gott danken, wenn ich jetzt auf so bequeme Weise hinauskomme.“

„Ich kann so nicht gehen — der Herzog hat mich zum Duell gefordert . . . in einer Weise, daß ich mich ihm stellen muß!“

„Ah bah . . . ich weiß . . . ich komme ja eben

als sein Sekundant zu Ihnen — die Hoheit hat sich gnädiglich herabgelassen, mich dazu zu wählen . . . ich hoffe, an die Sache knüpft sich ein ganzer Strom von späteren Huldbeweisen . . . er wird mich nächstens mindestens zum Freiherrn machen, damit man ihm nicht nachsagen kann, er habe einen unadeligen Menschen zum Freunde in einem Ehrenhandel gehabt . . . aber, um die Wahrheit zu sagen, ich kenne nichts Absurderes als ein Duell . . . nichts Verrückteres, nichts was vernünftiger Männer unwürdiger wäre. . . ."

„Wenn Sie in meiner Stimmung wären, Dorn, würden Sie fühlen, daß man ein Duell, welches uns die Aussicht giebt, am andern Tage nicht mehr leben zu müssen, als etwas nicht so ganz Absurdes betrachten kann!"

„Also, Sie wollen dies Duell ausfechten?"

„Gewiß will ich es; und mehr, ich will fallen!"

„Verruchte Thorheit! Kann ich die Hand zu solchem Unsinn bieten?"

„Das ist Ihre Sache. Ich bin entschlossen, mich nöthigenfalls auch ohne Sekundanten mit dem Herzog zu schlagen."

„Dann bin ich freilich gezwungen, Fuß bei

Mal zu halten. Versprechen Sie mir wenigstens Eines!“

„Und was?“

„Das Sie in Ihrer Todessehnsucht und in gränzenlosem Edelmuth Ihre Kugel nicht in die Luft abfeuern wollen, während der Herzog die Sache ernst nimmt.“

„Weshalb wollen Sie das nicht?“

„Weil das kein Duell wäre, sondern ein Mord, und ich dann mit der Sache nichts zu schaffen haben mag!“

„Gut denn, ich verspreche es Ihnen!“

„Sie wollen den Herzog ernst aufs Korn nehmen . . . obwohl, wenn er fällt, wir alle beide so gut wie verlorene Leute sind . . . es würde einen hübschen Lärm in der Welt geben . . . eine schöne Hetze auf uns beide armen Missethäter!“

„Aengstigen Sie sich deshalb nicht, Dorn. Der Herzog wird mich tödtlich verwunden oder erschießen, ich habe das lebendigste Vorgefühl davon.“

„Ich gebe auf Vorgefühle nicht ganz so viel, wie Sie zu thun scheinen . . . jedenfalls werde ich einige Vorsichtsmaßregeln ergreifen, um, wenn der

Teufel die Sache zum Schlimmsten wendet, decampiren zu können."

„Welche Aufträge haben Sie vom Herzog?" fragte Gellenberg.

„Zunächst den, Ihnen zu sagen, daß seine Waffen genügen würden. Dann, daß er die Sache morgen in der frühesten Frühe abgemacht wünsche und daß er alles weitere der Verabredung zwischen mir und Ihnen überlasse."

„So bestimmen Sie den Ort."

„Das that ich in Gedanken bereits. Sie haben vielleicht die schmale Thalöffnung drüben bemerkt, durch die ein Berggewässer in dies größere Thal mündet — ganz nahe an Fräulein Rosas Wohnung, der alten Waldmeisterei. Geht man starke zehn Minuten aufwärts, so gelangt man dort an einen höchst romantisch gelegenen kleinen See, den ich zu meiner Freude auf einem meiner Spaziergänge entdeckte; eine reizende, heimliche, von Menschen fast nie besuchte Stelle. Ich denke, das wäre ganz der richtige Ort. Nehmen wir als Stunde den Sonnenaufgang — wir sind dann um so sicherer, von Niemandem gestört zu sein."

„Und werden unsere Schüsse nicht Menschen aus diesem Orte herbeiziehen?“

„Nein — der See liegt versteckt in den Bergen wie in einem Kessel, von Höhen umschlossen — auch von den Wohnungen fern genug.“

„Ich bin damit einverstanden . . . also um Sonnenaufgang!“

„Ich werde den Reitknecht des Herzogs instruiren“, fuhr Dorn fort, „daß er Se. Hoheit hingeleiten kann; ich selbst komme zu Ihnen, um Sie abzuholen und zu führen.“

„So wäre Alles geordnet . . . und jetzt habe ich noch eine Bitte an Sie, Dorn, oder zwei, wenn Sie wollen. . . .“

„Reden Sie . . . was soll ich thun?“

„Ich werde die Abendstunden damit zubringen, an die Meinigen zu schreiben. Wenn ich falle, werden Sie diese Briefe, die Sie in meiner Brusttasche finden werden, zur Post geben!“

„Gewiß!“

„Und hier diesen Brief werden Sie Fräulein Rosas einhändigen — noch heute.“

„Noch heute?“

„Ich wünsche es! Sie mögen den Brief lesen,

um zu sehen, daß er nichts enthält, dessen Uebermittlung Sie als eine Art von Secundant beider Theile ablehnen müßten. Da liegt er."

Gellenberg deutete auf das auf dem Tische liegende Schreiben.

Dorn nahm das Blatt und las:

„Man hat mich abgehalten, zu Ihnen zu gehen, als ich treu mein Gelöbniß zu halten suchte, Ihnen in der Stunde der Gefahr als Freund zur Seite zu stehen. So sage ich Ihnen schriftlich, daß ich in Ihrer Nähe bin. Bedürfen Sie meiner, so lassen Sie es mich wissen. Ein Wort und ich bin bei Ihnen trotz Allem! Haben Sie unwiderruflich über sich entschlossen, und kann ich Ihnen nichts, gar nichts mehr sein — dann hören Sie dies mein letztes Scheidewort — Gott sei mit Ihnen — wenn ich falle, wird dieser Segenswunsch der Gedanke sein, mit dem ich von einem mir verhaßt gewordenen Leben scheide.

Victor von Gellenberg."

Dorn legte das Blatt wieder hin.

„Falten und siegeln Sie es", sagte er; „ich will es ihr überbringen."

Gellenberg that dies und Dorn nahm den

Brief, um sich mit einem Händedruck von Victor zu verabschieden.

„Also bis morgen — um Sonnenaufgang!“

„Bis morgen!“

Dorn ging.

Als er die Treppe vor Victors Zimmer hinabstieg, sagte er zufrieden lächelnd für sich hin:

„Ah bah ... Alles nur Possenspiel — morgen wird sich die geraubte sabinische Jungfrau zwischen die Kämpfer stürzen und allgemeine Versöhnung den Schlußact bilden!“

Fünfzehntes Kapitel.

Bei Sonnenaufgang.

Es war am andern Morgen. Ein kühler neblichter Morgen. Ueber den Bergen im Osten lagen gelbe und rosige Streifen und hinter ihnen mochte die eben erstandene Sonne wärmende Strahlen auf weite, eben aus dem Schlummer erwachende Ebenen senden. In das schmale, gewundene Gebirgsthal, worin zwei Männer, in Mäntel gehüllt, aufwärts schritten, an einem wasserreichen, schäumenden Bache entlang, der oft mehrere Klafter tief unter ihnen, oft, wenn der Bergweg sich senkte, dicht neben ihnen war, drangen die Strahlen noch nicht; es war da unheimlich kühl und die Luft schwer und feucht und Alles still — der Morgen war nicht so, daß ihn die „Sänger des Hains“ mit ihren Liedern, mit ihrem Gezwitscher begrüßt hätten!

Auch die beiden Männer waren still und gingen wortlos neben einander her.

„Gut, daß mein Wirth mir den warmen Mantel geliehen hat“, sagte der Eine nach einer Weile, sich enger in die Falten des weiten Kleidungsstückes wickelnd — „mich schüttelt die Kälte, mir ist, als wären wir unter dem zweiundachtzigsten Breitengrade, das Blut stockt in meinen Adern —“

„Vor Kälte?“ fragte der Andere.

„Vor Kälte und vor innerem Entsetzen. Wenn mir die guten Gedanken nicht immer zu spät kämen, wo ich keine Verwendung mehr dafür habe, so hätte ich dem Herzog gesagt, ich habe einst einen Freund im Duell erschossen, seitdem habe ich ein Gelübde abgelegt, nie mehr damit zu schaffen haben zu wollen . . . oder etwas dergleichen . . . und hätte hinzugesetzt: suchen Sie sich gnädigst jemand Anders aus, der Ihnen diesen Hoch- und Landesverrath ausführen hilft . . .“

„Ich meine doch, Sie könnten ruhig sein“, antwortete der Andere. „Sie befolgen nur den ausdrücklichen Befehl des Herzogs, ihm als Zeuge zu dienen und da Sie sein Unterthan sind . . .“

„Ich fürchte, die Ausrede hilft mir vor den Herren Richtern wenig, wenn dem gnädigen Herrn ein Unglück zustößt . . .“

„Es wird ihm keines zustoßen — fürchten Sie nichts!“

„Und weshalb soll ich nicht fürchten? Erstens bin ich ein Poet und habe alle scheußlichen Poeten-Eigenschaften, worunter Mangel an Courage keine der geringsten ist . . .“

„Sie sollen deshalb nichts fürchten, weil ich die tiefinnere Ueberzeugung habe, daß ich falle, nicht der Herzog. Der Herzog ist eine von den Naturen, an deren Fersen sich das Glück heftet.“

„Ach“ — sagte Dorn lächelnd, „bis jetzt haben nur Sie sich an seine Fersen geheftet und wie das Glück sehen Sie nicht aus — ich gebe nichts für Ihre Vorahnung. Aber was ist das?“ unterbrach sich Dorn, indem er sich seitwärts wendete und bückte und einen Gegenstand vom Boden aufnahm, der neben dem Wege auf dem Rasen lag.

„Was haben Sie?“ fragte Victor Gellenberg.

„Da sehen Sie selbst . . . einen Handschuh!“

„So ist der Herzog uns vorauf und hat ihn im Gehen verloren.“

„Der Herzog wohl nicht“, antwortete Dorn — „es ist ein feiner Handschuh von dänischem Leder, der für eine Damenhand zugeschnitten ist.“

„Wer kann ihn verloren haben — er ist vom Thau genäßt — sollte Antonie . . .“

„Möglich“, versetzte Dorn trocken, während Victor den Handschuh nahm und in seinen Busen steckte . . . „ich habe wenigstens solche Handschuhe an den Händen von Fräulein Rosas gesehen.“

„So hat sie sich aufgemacht, das Duell zu hintertreiben“, fiel Victor ein . . . „aber wie kann sie wissen, daß just hier . . . Dorn, Sie haben den Verräther gemacht . . .“

„Ich habe Ihnen gesagt, daß ich Fräulein Rosas gestern nicht mehr gesprochen habe . . . sie hat mich nicht vorgelassen . . . ich habe ihr Ihren Brief durch ihre Waldmeisterin zustellen lassen.“

„Aber wie ist es dann möglich . . .?“

„Wer weiß es?“ erwiederte Dorn ruhig und nicht eben sehr überrascht. Er glaubte schließen zu dürfen, daß seine Vorhersagung von der „sabinischen Jungfrau“ alle Hoffnung habe, in Er-

füllung zu gehen und dies gereichte ihm zu gro=ßer Befriedigung.

Sie schritten weiter — noch um eine Wen=dung des Bergwegs — die letzte — und sahen den engen Thalkessel vor sich, der von dem Spie=gel des kleinen Sees im Grunde gefüllt war, während vom schilfigen Wasserrande ansteigend schmale Stücke Wiesenlandes bis an das Gehölz liefen, das noch winterlich kahl war und an seinem Gezweig statt der Blätter nur erst Knospen mit dicken Thauperlen daran zeigte. Dies Gehölz zog sich rings an den ziemlich steilen Bergwänden empor, dichtes Unterholz bildend, das hie und da von alten Buchen und Eichen überragt war. Der Weg, den Victor und Dorn gekommen, wand sich rechts in den Thalkessel hinein und lief bald am Rande des Gehölzes, zwischen den Wiesen=streifen und den Bäumen hin, bald ein wenig mehr aufwärts unter den Bäumen her. Doch blieb auch hier immer die Seefläche im Auge; der Frühling, der in dies Thal später hinabstieg wie in die wärmeren und der Sonne offeneren Landschaften, hatte das Buschwerk noch zu dürr und kahl gelassen, als daß es den Blick hätte viel beschränken können.

Man kam aufsteigend an eine offene Stelle, wo das Gehölz rechts zurückwich und die Wiesenfläche vom Seeufer her in eine dürre Rasenhalde überging, über die der Weg sich fortzog, um jenseits wieder in den Busch zu verlaufen.

„Diese offene Stelle wäre der beste Kampfplatz, den wir uns wünschen können", sagte Dorn, als sie hier angekommen waren.

„Er ist so gut, wie er sein kann", versetzte Victor — „machen wir also hier Halt!"

„Hoffentlich haben wir nicht lange hier frierend die Hoheit zu erwarten!"

„Nein", erwiederte Victor, „ich glaube, seine Schritte zu hören."

In der That wurden Schritte hinter ihnen vernehmbar und es war der Herzog mit seinem Diener, die eben in dem Gehölze sichtbar wurden, durch welches Victor und Dorn vor wenigen Augenblicken gekommen.

Der Herzog ging sehr rasch; es mußte ihm warm geworden sein von diesem raschen Gang, sein Ueberzieher flatterte geöffnet zurück.

Der Diener trug ein Bündel unter dem Arm.

Der Herzog grüßte von weitem mit einer

Handbewegung. Als er auf die Halde gekommen, blieb er stehen, sagte seinem Diener einige Worte, der darauf zurücktrat, und winkte Dorn, zu ihm zu kommen.

Dieser hatte sich bereits gewendet, um ihm entgegenzugehen.

„Nun, mein Herr Unparteiischer und Zeuge", sagte der Herzog in einem fast heiteren Tone, „ich denke, Sie werden auch noch eine dritte Rolle spielen können, wenn es Noth sein sollte?"

„Und welche, Hoheit?"

„Die des Doctors. Ich habe meinen Reitknecht zu den Waffen, welche er trägt, noch einige Heftpflaster und Leinwand zum Verbinden nehmen lassen — Sie sehen, ich habe an Alles gedacht — wir müssen uns bei diesem höchst wilden und unregelmäßigen Duell selbst helfen."

„Ich würde mein Bestes thun, Hoheit", antwortete Dorn — „hoffentlich . . ."

„Hoffentlich werden wir nichts dergleichen bedürfen!" fiel der Herzog ein. „Ich, was mich betrifft, bin in der That mit sehr wenig blutdürstigen Absichten gekommen . . . und . . . ma foi,

wenn ich nicht der Beleidiger wäre und nicht dem Herrn von Gellenberg Genugthuung schuldete, so würde ich . . ."

„Frieden bieten, Hoheit?"

„Ich kann jetzt nur sagen, ich würde vielleicht einen gebotenen Frieden annehmen!"

„Befehlen Sie, Hoheit, daß ich dies Herrn von Gellenberg mittheile?"

„Hat er eine Aeußerung gethan, die zeigt, daß er geneigt ist . . ."

„Nicht das gerade, aber . . ."

„So lassen Sie es. Es kann nicht von mir ausgehen! Machen wir's kurz. Treten Sie Ihr Amt an. Lassen Sie sich die Pistolen von meinem Diener geben und stellen Sie uns! Dreißig Schritte Distanz, so sagten Sie gestern, denk' ich. . . ."

„Dreißig Schritte Distanz . . . wenn nicht Einer der Gegner früher erklärt, daß er Genugthuung hat, so werden . . ."

„Drei Schüsse gewechselt . . . wohl, wohl", fiel der Herzog ein — „laden Sie die Pistolen. Ach, sehen Sie da — die Sonne steigt dort über dem Bergrücken auf, um endlich auch in dieses

Thal zu blicken und zu sehen, was wir thörichten Menschenkinder hier machen!“

Dorn warf einen Blick auf den östlichen Himmel, der sich eben hell verklärte .... die Strahlen der aufsteigenden Sonne fielen beinahe plötzlich in das Thal und theilten die zerflatternden leichten Nebel; zuerst warfen sie einen warmen Schein auf die Höhe über der Halde, auf welcher die vier Männer standen, dann über diese selbst und rasch weiter hinabgleitend auf den Wiesenring und den See im Grunde.

„Dorn!“ rief hier die Stimme Gellenbergs, der in der Entfernung, die Arme über der Brust verschränkt, unbeweglich wie eine Statue dagestanden, seine Augen auf das Gewässer geheftet.

Dorn wandte sich um.

Victor machte eine Bewegung mit der Hand, wie um ihn zu sich zu berufen, während doch seine Blicke auf das Gewässer unten gerichtet blieben.

„Was ist? ... was sehen Sie?“ fragte Dorn, zu ihm hinübergehend.

„Und Sie ... sehen Sie nichts ... da unten im Wasser?“

Victor deutete auf einen Gegenstand, der

schwarz die glatte stahlgraue Fläche des Sees unterbrach. — Der eben über das Gewässer fortgleitende Schein der Sonne machte den Gegenstand so bemerklich, daß man es auffallend finden konnte, ihn nicht schon früher wahrgenommen zu haben.

„Ich weiß in der That nicht . . .“ flüsterte Dorn erschrocken.

„Sagen Sie mir, was ist das?“ preßte jetzt Victor mühsam hervor.

„Es ist . . . meiner Treu, es sieht einem menschlichen Körper unheimlich ähnlich!“ versetzte Dorn, sich noch mehr entfärbend, als er es durch die Kälte bereits gethan.

Vom selben Impulse getrieben eilten die beiden Männer über die Halde hinab, dem Gewässer zu.

„Was haben Sie . . . wohin?“ rief der Herzog ihnen nach.

Keiner von ihnen antwortete auf diesen Anruf — dem Herzog blieb nichts übrig, als ihnen zu folgen.

Je näher sie mit raschen Schritten dem Ufer des Gewässers kamen, desto unverkennbarer zeigte sich, daß Dorns Blick ihn nicht getäuscht hatte.

Man sah immer deutlicher die Umrisse einer

menschlichen Gestalt, die auf der Fläche schwamm; halb noch im Schatten, halb schon von der Sonne beschienen ... dann ganz ... es war eine weibliche Gestalt, eine in ein schwarzes Kleid gehüllte Leiche, die auf dem Wasser trieb, beinahe ganz von ihm emporgehoben; die Hüften und der Oberkörper über demselben, der Kopf und die Füße leicht überströmt von der kalten Fluth.

Sie standen bald am Ufer des Sees, so weit man vordringen konnte in dem kurzen Schilf und Röhricht, das den Rand des Wassers unmittelbar umgab.

Drei schreckensbleiche Männer!

Auf der Lippe eines Jeden zitterte ein Wort, ein Name!

Aber der Schrecken hielt dies Wort, diesen Namen auf der Lippe eines Jeden fest.

Bis eine leise Zugluft, die mit den ersten Strahlen der Sonne sich fühlbar gemacht und die jetzt die Wasserfläche in kräuselnde Bewegung setzte, die Gestalt sanft näher und näher ans Ufer trieb ... bis die Züge der Ertrunkenen nicht mehr verkennbar waren — die Züge, die grau, fahl,

hohl, doch dieselben Züge waren, die allen Dreien so tief ins Herz geschrieben standen.

Wie war das Entsetzliche geschehen?!

War Antonie Rosas in ihrer Bewegung noch am gestrigen Abend, noch im einbrechenden Dunkel hinaus gegangen, um im Freien mit sich allein zu sein; hatte die Nacht sie auf ihrer Wanderung überrascht, ihr Fuß sich verirrt, der tückische Zufall sie in den Tod geführt . . .?

Oder hatte sie, nachdem sie Victors Brief und die Kunde, daß die zwei Männer, die sie liebten, sich ihretwegen mit tödtlichen Waffen gegenüber treten wollten, erhalten — hatte sie bei diesem neuen Conflict keine bessere Lösung mehr gesehen, als selbst in den Tod zu gehen? —

Dorn fand zuerst seine Sprache wieder.

„Das ist grauenhaft!“ sagte er leise . . . „grauenhaft! . . . Wer, was hat sie getödtet!“

Der Herzog, der an allen Gliedern zitternd gestanden, fiel auf die Kniee und die Hände vors Gesicht schlagend, rief er aus:

„O, mein Gott, mein Gott, laß es nicht mich sein!“

Victor von Gellenberg stand wie eine Bild-

säule; sein Gesicht bleich wie der Tod, seine Blicke stier auf die leise und sanft bewegte Gestalt geheftet, welche das Wasser wie ein freundliches Element weich dem Uferrande zutrug, an dem die Gräser zu sprießen und die Blätter zu knospen begannen, als wollte der Frühling sie locken mit der Verheißung des Blumenschmuckes für ein jungfräuliches Grab.

„Ich denke", sagte Dorn nach einer Pause mit einer Stimme, welche die Worte stoßweise hervorbrachte und einem Tone, in dem etwas wie unterdrückte Wuth kochte — „ich denke, Sie werden Beide nun Satisfaction genug haben und wir werden die Waffen nicht mehr brauchen! Nöthiger wären uns Vorrichtungen, um . . . nun, Sie bedürfen ja meiner nicht mehr, und ich kann gehen, um Leute zu holen."

Er wandte sich und ging, ohne eine Antwort abzuwarten, davon, den Weg zum Orte zurück.

Er rannte, er lief . . . als er um die nächste Wendung des Weges aus dem Thalkessel heraus in die Thalenge gekommen, blieb er plötzlich tief aufathmend stehen.

„Ich kann so nicht weiter — der Athem geht

mir aus“, sagte er, und dabei setzte er sich auf eine vorspringende niedere Felsbildung. „Es eilt ja auch nicht mehr“, flüsterte er dabei ... „es ist zu spät! Sie ist todt — dein guter Kamerad, todt, todt! Armer Teufel du, der so glücklich war, diesen braven Kameraden, diesen Engel von einem Weibe gefunden zu haben! So glücklich! Narr, als ob es für dich Glück gäbe! Als ob solch ein Kraut für dich in der Welt wüchse! Das ist die Welt! Da hast du sie! Du hast immer weidlich auf sie geschimpft ... nun zeigt sie sich dir, wie du sie in deiner Bosheit dir vorgemalt hast ... entsetzlich, grausenhaft, unerbittlich, teuflisch ... ganz so, wie alle die schönen Sprüche besagen, die du zusammengestellt und aufgesucht und den Leuten aufgetischt hast! Nun besieh dir die Welt! ... Da hast du die Strafe ... wer so vom Leben denkt, spricht, schreibt, dem giebt das Leben mit satanischem Hohn zu seiner Theorie als Commentar die Wirklichkeit, daß ihn graust ... er verdient's nicht anders, er hat's so gewollt, es geschieht ihm Recht ... o, es ist schrecklich, schrecklich!“

Er rang die Hände und starrte zu Boden.

„Ich bin wenigstens nicht Schuld an dem Entsetzlichen!“ sagte er endlich wieder tief aufathmend und sich erhebend, um seinen Weg fortzusetzen.

Als er den Ort und sein Wirthshaus erreicht hatte, kam ihm ein verschlafener Hausknecht, der auf der Hausflur gähnend Stiefel putzte, entgegen.

Er hatte aus einem der Stiefelschäfte ein Papier genommen, das er Dorn reichte.

„Der Herr ist sakrisch früh aus den Federn“, sagte der Mann . . . „da ist ein Brief, der Waldmeisterin Leni hat ihn gebracht, gestern spät am Abend noch; er sollt' gleich heute Morgen in der Früh an den Herrn gegeben werden . . . aber als ich aufstand, war der Herr schon nicht mehr daheim. . . .“

Dorn hatte unterdeß mit krampfhafter Hast den Brief ergriffen und aufgerissen.

Er war: Antonie Rosas unterschrieben und lautete:

„Ich kann die Zeilen Gellenbergs, die Sie mir zustellen lassen, nicht mißverstehen. Es soll Keiner um mich zum Mörder werden, Keiner um mich in den Tod gehen. Sagen Sie das Beiden.

Ich werde eine Existenz enden, die ich so nicht mehr zu ertragen weiß. Das Leben hat keine Hoffnung auf Frieden mehr für mich; für Andere ist dies Leben ein Verhängniß — es ist am besten, wenn es endet. Sagen Sie dem Herzog, daß mein letzter Gedanke ihm gehört; er soll nicht denken, daß ich mich seinem Glücke opfere, aber mein Tod wird ein Glück für ihn enthalten; er wird ihn männlicher und stärker und klarer über sich selbst machen; er wird eine Wendung in seinem Charakter hervorrufen; wenn seine Zukunft ihm und seinem Lande Blüthen trägt, werden einige davon wurzeln in meinem Grabe. Ihnen sage ich Dank für Ihre Freundschaft und setze Sie zu meinem Erben ein und vermache Ihnen Mildenstein. Der Fürst, welcher gegen die Form dieses Vermächtnisses Einwendungen machen könnte, wird zu ritterlich denken, um meinen letzten Willen nicht zu ehren. Leben Sie wohl!

Antonie Rosas."

Dorn war von Antoniens Schicksal und diesen Worten viel zu bewegt, als daß dieser Schluß des Briefes seinen Gedanken und Gefühlen eine andere Richtung gegeben hätte.

Die Thränen schossen ihm in die Augen und rieselten seine Wangen hinab.

„Das Räthsel, wenn es eins gab, ist gelöst!“ sagte er für sich. „Diese Männer haben sie in den Tod gehetzt! Armes, armes Weib! Mein armer Kamerad!“

Dann ging er, den Wirth herbeischaffen zu lassen und ihm die Thatsache mitzutheilen. Der Mann war willig, Leute zum See zu senden, aber er forderte Dorn auf, zuerst zur Ortsobrigkeit zu gehen, um dieser das Geschehene zu melden.

Dorn that es und so kam es, daß er erst nach einer halben Stunde Verfluß wieder am See anlangte.

Der Herzog war nicht mehr da. Er war verschwunden sammt seinem Reitknecht.

Gellenberg saß unweit des Ufers am Boden; er hatte den Arm auf das Knie gestützt, das Kinn auf die Hand — so saß er reglos wie ein indischer Büßer, unverwandten starren Auges auf den See blickend.

Sein Hut war zu Boden gefallen bei irgend einer Bewegung, oder von ihm fortgeworfen — der Morgenwind hatte ihm das Haar um den

leichenblassen Kopf gewirrt — er sah aus zum Erschrecken.

Auch als Dorn ihm nahe trat, regte er sich nicht. Er schien ihn nicht wahrzunehmen. Er schien keine Sinne zu haben für etwas in dieser kalten morgengrauen Welt, für etwas anderes als das erschütternde Schauspiel vor ihm.

Dorn erfaßte endlich seine Schulter und sagte:

„Ermannen Sie sich, Gellenberg — erwachen Sie, stehen Sie auf ... Sie können nicht hier bleiben so alle Zeit. ...“

Victor sah mit langsamer Kopfbewegung zu ihm auf.

„Sie sind es, Dorn?“

„Ich bin es — kommen Sie ... es wird das Beste sein, daß ich Sie fortführe von hier ... ich habe dafür gesorgt, daß man kommt und ...“

Victor erhob sich langsam und begann dann hastig fortzuschreiten, ohne zu sprechen.

Dorn folgte ihm.

Nach einer Weile stand Victor still. Er wartete, bis Dorn neben ihm war; er schien das Bedürfniß einer Stütze zu empfinden, er nahm Dorns Arm und leise sagte er:

„Wo ist er ... der Herzog?“

„Er ist fort ... verschwunden. ...“

„Ich will ihn sehen; ich will von ihm hören, wie dies geschehen ist; ich will wissen ...“

„Der Herzog wird es Ihnen nicht sagen können, wie dies geschehen ist; aber ich kann es.“

„Sie?“

„Ich — oder besser Antonie Rosas selbst — ich habe einen Brief von ihr, den sie zurückließ, den ...“

„O, mein Gott — geben Sie ihn, geben Sie ihn!“

Dorn konnte dem stürmischen Begehren Victors gegenüber nichts anders thun, als den Brief hervorziehen. Er reichte ihn Victor. Dieser, der stehen geblieben war, las das in seinen Händen zitternde Blatt. Dann ließ er es sinken, fallen, und die Hände krampfhaft zusammenschlagend, flüsterte er:

„Wer — wer von uns hat sie gemordet?“

Am Abende saß Dorn am Bette eines schwer Fieberkranken. — — —

Der Herzog, sahen wir, hatte die Unglücksstelle verlassen.

Er war auf und davon gegangen, wie von Furien gepeitscht. Er war in das Dorf zurückgeeilt. Er hatte sich auf sein Pferd geworfen und war in wildem Reiten davon gesprengt — seiner Schaumburg zu.

Es war, als ob der Tod ihn hetze, als ob er sich an seine Fersen geheftet, und als ob die Hufe seines Pferdes, wenn sie unabläßig das Feuer aus den Steinen der Chaussee sprühen ließen, ihn davor retten könnten.

Es war gut, daß ihm um Mittag in Folge seines Telegramms Ernst mit seiner Equipage begegnete — sein Pferd brach zusammen, es konnte nicht mehr.

Als er auf seiner Schaumburg angekommen, hatte er den Blick und das Wesen eines Mannes, der ein Schreckliches, Entsetzliches erlebt, in dessen Wesen irgend ein Grauenhaftes getreten, um es um und umzukehren.

Er schloß sich in seine Gemächer ein; er sprach kein Wort; er sah Niemanden, Tage-, Wochenlang, er saß apathisch auf seiner Terasse, die Berge anstierend, oder er stürmte auf und ab durch seine Zimmer, auf und ab, Tagelang, Nächtelang.

Plötzlich schien er sich wie zu ermannen, wie auf sich selbst zu besinnen.

Er befahl, daß man Alles zur Abreise rüste. Er kehrte in seine Residenz zurück.

Hier ließ er die Vorstände seiner Ministerien zu sich berufen; er hatte lange Unterredungen mit ihnen; er ließ sich Berichte erstatten, er verlangte ihre Akten zu sehen, er vertiefte sich darin, er schien sich in Arbeiten begraben zu wollen.

War eine Wendung in seinem Charakter eingetreten? War Antoniens Tod die Katastrophe gewesen, mit der ihm die Erkenntniß gekommen, daß das Leben uns eine ernstere Mission aufbürdet, als den Champagnerschaum eines traumhaften Zustandes von Glück und Lust zu schlürfen, auch wenn wir auf den höchsten Höhen des Daseins stehen?

Es hatte wenigstens den Anschein so; es hatte den Schein, als ob Antoniens Anschauungen von der Unheilbarkeit des Idealisten widerlegt wurden durch die That; als ob die Wendung zur realen Welt, die in ihm eingetreten, eine wirkliche Wandlung seines ganzen Wesens sei.

Wir werden Zeuge davon sein können, indem wir eine Zeit nach dem furchtbaren Ereignisse, das so erschütternd in sein Leben getreten, ihn aufsuchen.

Sechszehntes Kapitel.

Der Schluß.

Es war sechs Wochen später. Der Herzog saß in seinem Cabinet in der Residenz, das Haupt auf die Hand stützend und Zeichnungen betrachtend, welche vor ihm auf dem Tische lagen.

Er sah bleicher, ein wenig gealtert aus.

Die Zeichnungen stellten in verschiedenen Entwürfen Grabmonumente dar.

Neben ihm, über seine Achsel blickend, stand Herr von Wehrangel.

„Sind Sie mit meiner Wahl einverstanden?“ fragte der Herzog, auf eines der Blätter deutend.

„Vollständig, Hoheit.“

„Wollen Sie die Ausführung übernehmen?“

„Ich? Ich bin kein Baumeister!“

„Thut nichts! Sie können für die Ausführung so sorgen, daß ich weiter keine Sorge

dafür zu haben brauche. Aber Sie hätten sich dazu an Ort und Stelle zu begeben und dort so lange zu bleiben, bis Sie mir melden können: es ist fertig, kommen Sie, es zu sehen!“

„Sie befehlen, Hoheit — also gehorche ich. Aber Sie senden mich auf lange Zeit von sich.“

„In der That ... und auf längere noch als die Wochen oder Monate, welche die Ausführung dieses Denkmals erfordern wird. Wenn Sie es nämlich vollendet haben und dadurch nicht mehr an das stille Thal mit dem kleinen See gefesselt sind, so wünsche ich, daß Sie eine Zeit lang sich auf Reisen begeben, nach Italien, in den Orient, wenn Sie wollen. Ich habe selbst vor, diese Reise zu machen, nur noch nicht jetzt. Mein Sinn ist noch zu umdüstert, das Auge meiner Seele noch zu umflort, als daß ich irgend einen Genuß von einer Reise, viel minder noch eine Frucht, ein Ergebniß davon hätte. Also ziehen Sie voraus — lernen Sie die Wege und Stege kennen, orientiren Sie sich, um mir später als Führer dienen zu können.“

Wehrangel verbeugte sich, aber er schwieg und der Ausdruck seiner Züge verrieth hinlänglich, daß

ihn die Worte des Herzogs sehr unangenehm überraschten.

„Sie verbannen mich aber damit", sagte er endlich vorwurfsvoll, da der Herzog nicht fortfuhr, „wenn auch nur auf eine so feine und verhüllte Weise, daß ich keinen Grund zur Klage haben würde, wenn ich mich so leicht von Ihnen trennen könnte, wie Sie von mir!"

„Trenne ich mich leicht von Ihnen, Wehrangel?" fragte der Herzog mit schmerzlichem Lächeln.

„Es scheint; ich sehe die Nothwendigkeit nicht ein, daß ich den Eclaireur für Sie in Italien mache, wenn Sie später selbst sich dahin begeben wollen. Jeder Kurier kann dazu dienen. Mir scheint, wenn zwei Freunde zusammen Eindrücken entgegenreisen, welche für beide durchaus neu und frisch und etwas nicht Erlebtes sind, so haben sie unendlich größeren Genuß davon, als wenn der Eine nur Bekanntes und ihm schon Vertrautes erblickt, und den Anderen deshalb fortwährend auf überwundenen Standpunkten stehen sieht."

„Darin mag viel Wahres liegen; und ich will offen gegen Dich sein", sagte der Herzog

weich. „Ich habe das Bedürfniß, mich von Dir zu trennen, Wehrangel. Du beirrst mich. Ja, Du reizest mich innerlich. Ich fühle, daß ich ungerecht gegen Dich werde. Es ist besser, wir trennen uns für eine Weile.“

„Ich beirre, ja, ich reize Dich... wie ist das möglich?“ rief Wehrangel aus.

„Ich meine, wenn Du nachdenkst, mußt Du Dir's selbst sagen können, wie es möglich ist! Du reizest mich, wie ein gefüllter schäumender Pokal den, der nach einer durchschwelgten Nacht sich krank und elend fühlt. Wie eine flammende Pechfackel, die noch brennt, wenn die Morgensonne da ist und uns erleuchtet.“

Wehrangel nickte.

„Ja, ja, ich kann mir's denken... und ich reize Dich noch mehr durch ein anderes — durch meine erstaunten Blicke, die Dich fragen, wie ist es möglich, daß solch ein einziges, durchaus nicht unerhörtes Ereigniß, wie es mitunter im Leben eines Mannes vorkommt, einen Mann über den Haufen wirft und ihn zum Gegensatz dessen macht, was er mit vollem und klarem Bewußtsein einst war?“

„Möglich, daß dem so ist, daß auch Deine Blicke mich reizen, weil ich einen Tadel dessen darin lese, was in mir vorgeht; liegt eine Beruhigung für Dich darin, dies anzunehmen, so soll es Dir unbenommen sein."

„Ich bin", fuhr Wehrangel fort, „für Dich die lebendige Erinnerung an eine schöne Zeit voll Geistesklarheit und Schwung der Phantasie und Höhe der Gedanken.... Du wendest ihr den Rücken, dieser Zeit...."

„Dieser Zeit der Schwärmerei und Jugendthorheit", fiel Herzog August lebhaft ein — „ja, ich thue es und schleudere diese blaugefärbte Brille der Phantasie, die Du mir gabst, von mir. Ich habe mich auf mich selbst besonnen, Wehrangel. Ich habe die Entdeckung gemacht, daß ich ein Mensch wie andere mit schweren Pflichten und ernsten Zielen bin; daß ich wie andere keine Schwingen habe, sondern die irdische Wanderbahn zu Fuße durchlaufen muß; daß es sehr, sehr viel zu thun giebt für mich... und daß Du mir dabei nicht helfen kannst!..."

Wehrangel schwieg eine Weile, dann, als ob er einlenken wolle, sagte er:

„Bist Du so sicher, daß ich Dir auf dem neuen Wege nicht helfen, Dir bei der Last von Arbeiten, welche Du für Dein Land auf Dich nimmst, nicht nützlich werden kann? Versuch's!“

„Nein“, sagte der Herzog fest. „Du bist ein reifer, gemachter Mann. Ich würde Dich nicht achten können, wenn Du Dich wandeln könntest!“

„Wandelst Du doch Dich selber!“

„Ich bin jung ... war unerfahren ... und bin in einer Stunde um zehn Jahre älter geworden.“

„Wohl denn — Du willst es ... und ich gehe!“

„Wirst Du — allein gehen?“

„Allein!“

„Und Deine Liebe?“

„Sie ist hoffnungslos geworden; und als die Hoffnung fortzog, hat sie mir den Gefallen gethan, die Liebe mitzunehmen! Gottlob!“

„So wünsche ich Dir Glück. Wir sind doch zwei sehr verschiedene Naturen, Wehrangel. Die Deine ist glücklicher organisirt!“

„Nun ja, ich weiß mich zu trösten!“

„Wohl denn, so wirst Du Dich auch über die

Trennung von mir trösten. Wir sehen uns noch, bevor Du gehst — bis dahin lebe wohl! Und sende mir den jungen Mann, der im Vorzimmer wartet!“

Wehrangel machte eine kühle Verbeugung; er gab sich nicht die Mühe, seine Verstimmung, seinen Zorn über diese Verabschiedung zu verbergen. Als er gegangen, sprang der Herzog auf und trat ans Fenster.

„Er geht im Zorn von mir“, sagte er dabei leise vor sich hin — „aber mag er, ich konnte nicht anders! Doch werde ich nie vergessen, was ich ihm schuldig bin ... ich werde nie den Verführer in ihm sehen, wie es schwache Seelen machen, die eines Sündenbocks bedürfen! Der Fürst wird verführt, den Fürsten umstrickt seine Umgebung, der Fürst ist in verkehrten Händen, sagt das Volk — Thorheit, der Fürst ist der mächtigere, der fortreißende, der bestimmende und sein Charakter schafft sich seine Umgebung ... er ist der Verführer! Doch dem sei, wie ihm wolle! Wir mußten uns trennen, denn wir verstehen uns nicht mehr; aber ich werde nie vergessen, daß wir uns einst verstanden haben!“

„Herr Dorn!“ meldete eine halblaute Stimme —. es war die des Kammerdieners Ernst, der die Flügelthür geöffnet hatte und dann wieder ging.

Der Herzog wendete sich und sah Dorn ein wenig schüchtern an der Thür stehen.

Dorn fühlte sich nach seiner Haltung und seinen Mienen offenbar unbehaglich. Vielleicht trug dazu der ungewohnte feierliche schwarze Frack bei, in welchem er steckte.

„Hoheit haben befohlen“, sagte er einen Schritt näher tretend.

„Das habe ich“, antwortete der Herzog lächelnd, „denn sonst hätte ich Sie wohl nie wieder zu sehen bekommen. Nachdem Sie mir den Brief Antoniens gesendet, habe ich ja nichts mehr von Ihnen vernommen. . . .“

„Ich wußte nicht, Hoheit, ob . . .“

„Ob Ihr Anblick, der mich an die schmerzlichsten Tage, welche das Leben je für mich gehabt hat und haben wird, erinnert, mir angenehm sein würde, wollen Sie sagen. Aber glauben Sie, ich verdiene dies Mißtrauen nicht. Ich habe ein herzliches Verlangen danach gehabt, Sie zu sehen, und obwohl Ihr Anblick nicht anders kann als

mich tief bewegen, ist es mir ein Trost, Sie zu sehen. Setzen Sie sich dorthin, wir haben viel zu reden; werfen Sie den Hut von sich ... und dann erzählen Sie mir. Die Zeichnungen, welche Sie da auf meinem Tische sehen, sind Entwürfe zu einem Denkmal für Antonie; die obenauf liegende ist die, welche ich gewählt habe; sie wird am See, auf der Halde, welche Sie kennen, ausgeführt werden. Ich habe Wehrangel mit der Ueberwachung des Baues beauftragt."

Dorn betrachtete das Blatt und sah dann schweigend den Herzog an.

Dieser antwortete der stillen Sprache dieses Blickes mit einem flüchtigen schmerzlichen Lächeln.

„Ich verstehe, was Ihre Augen mir sagen und weiß, was Sie denken. Aber haben Sie Geduld. Die Zukunft wird Ihnen zeigen, daß ich mir die Erinnerung an Antonie nicht mit einem schönen marmornen Denkmal abgekauft haben werde. Sie werden sehen, daß meine ganze Thätigkeit, mein ganzes Leben etwas von einem Ehrenmal für sie bilden wird."

„Gott wolle es!" sagte Dorn mit einem Tone, in welchem sich seine unumwundene Auf-

richtigkeit noch mehr ausſprach als in ſeinem Ausruf.

„Und nun“, fuhr der Herzog fort, „erzählen Sie mir.“

„Wovon befehlen Sie, Hoheit, daß ich . . .“

„Reden Sie mir von Allen, die Antoniens Lebenskreis bildeten, mit denen ſie je in Berührung kam . . . zuerſt von . . .“

Der Herzog endete nicht; es ſchien ein Name auf ſeinen Lippen zu liegen, der nicht darüber fort wollte.

„So muß ich von Gellenberg beginnen“, erwiederte Dorn.

„Reden Sie!“

„Ich habe“, ſagte Dorn, „lange Zeit den Krankenpfleger bei ihm machen müſſen. Zuerſt in jenem Orte in Böhmen, von wo ich ihn nach einer anſcheinenden Geneſung am ſiebenten oder achten Tage glaubte fort und in ſeine Heimath nach Sellheim führen zu dürfen. Hier jedoch bekam er einen Rückfall, oder die Krankheit, ein nervöſes Fieber, brach erſt recht aus — es kamen ſchwere, ſehr ſchwere Tage für uns. . . .“

„Für uns? Und wer ſind dieſe: uns?“

„Sein Freund, ein Herr Florenz von Froneck und ich.“

„Sie hatten keinen weiblichen Beistand, der in solchen Fällen immer der werthvollste ist?“

„O doch, Hoheit“, antwortete Dorn mit einem leisen Anflug von Erröthen... „auch einen weiblichen... eine junge Dame, welche kürzlich den Entschluß gefaßt, Diaconissin zu werden, erbot sich zu dieser Probe in der Krankenpflege.“

„Marie Rosenstein doch nicht etwa?“ rief der Herzog aus — „ich will nicht hoffen, daß ihr unglückliches Verhältniß zu Wehrangel ihr so das Herz gebrochen hat, daß sie auf den Gedanken gekommen, der Welt zu entsagen?“

„Nein, nicht sie“, antwortete Dorn — „die fürstlich Rosensteinsche Familie verhielt sich überhaupt nur kühl und zurückhaltend gegen meinen armen kranken Freund... doch will ich sie deshalb nicht anklagen, da ich persönlich so wenig Grund habe, mich über den Fürsten zu beschweren.“

„Ich weiß, er erkannte den letzten Willen Antoniens an, er übergab Ihnen Mildenstein... ich habe ihm geschrieben, um ihm meine Freude darüber auszudrücken.“

„Er that es nach einigem Zögern ... und nachdem er mit Graf Thal, dem ich in dieser Angelegenheit glaube, sehr dankbar sein zu müssen, darüber sich benommen."

„Ach, Graf Thal ... Sie glauben, daß Graf Thal auf seinen Entschluß einen Einfluß geübt?"

„Ich muß es glauben. Der Fürst ist von Graf Thal jetzt in einer Weise abhängig, die nur zu den besten Ergebnissen für ihn führen kann. Graf Thal hat seine Güter vom Sequester befreit und die Verwaltung derselben unter seine strenge Obhut genommen."

„Ja, ja, ich hörte es", fiel der Herzog ein, „zu meiner großen Befriedigung ... und Sie, Dorn, Sie sind jetzt Gebieter auf Mildenstein, ein wohlhabender, unabhängiger Mann; ich wünsche Ihnen von Herzen Glück dazu, obwohl es mir leid ist, daß ich jetzt nichts thun kann, um Ihnen meine Gesinnung auszudrücken und Sie mir zu verpflichten!"

„In der That", versetzte Dorn lächelnd, „ich bedarf nichts, gar nichts auf Erden mehr — und es wäre auch die baarste Verschwendung, wenn noch irgend etwas an mich verwandt, mir bescheert

würde. Wenn irgend ein Sterblicher, so habe ich mehr Glück als Verstand gehabt und vom Schicksal mehr erhalten, als ich verdiene: Gott lasse mir nur so viel Verstand, wie dazu gehört, das, was nun mein ist, auch fest zu halten. Ich lebe in der ewigen Angst, daß ich durch irgend eine Dummheit mich wieder darum bringe und wieder so arm werde, als wie zuvor!"

Der Herzog lächelte.

„Schaffen Sie sich wie der Fürst Rosenstein einen Grafen Thal an, der Ihnen das Gut verwaltet."

„Ein treuer Verwalter, von dem ich mich unbedingt beherrschen lasse, ist da, Hoheit; und außerdem habe ich Aussicht, daß sich noch ein anderer, recht praktischer Sinn meiner unpraktischen Natur annehmen wird."

„So, so, ich verstehe", fiel Herzog August ein, „vielleicht die — angehende Diaconissin?"

„In der That, sie ist es, welche . . ."

„Welche weiß, que le génie n'est qu'une nevrose, und daß solch ein Poet wie Sie deshalb immer einer Pflege bedarf, welche doch am Ende für eine Frau auch eine dankbarere Thätigkeit

bildet, als wenn sie ihre Güte und Sorgfalt an hundert verschiedene Leute wendet. Und diese Diaconissin hat am Krankenlager Gellenbergs Ihr Herz gewonnen?“

„So ist es, Hoheit, mein Herz nicht allein, sondern meine unbedingteste Verehrung für ihr Gemüth voll Aufopferung, Selbstentsagung und Anspruchlosigkeit.“

Der Herzog antwortete nicht; er blickte Dorn zerstreut an, bis er sich erhob und wieder ans Fenster trat, um eine Weile schweigend und wie in sich verloren hinaus zu blicken.

„Aber“, sagte er dann, plötzlich sich wendend, „Sie haben mir nicht gesagt, wie es Gellenberg geht, was er in diesem Augenblicke beginnt. Ich möchte wissen, ob ich etwas für ihn thun kann, ob er Wünsche hat, die ich ganz im Stillen, ohne daß er mein Mitwirken dabei ahnt, erfüllen lassen könnte.“

„Ich glaube nicht“, fiel Dorn ein. „Er ist genesen, wie man es nach einer solchen Krankheit ist. Er arbeitet; Graf Thal schenkt ihm das unbedingteste Vertrauen. Der alte Herr hat eine wahre Zärtlichkeit für ihn gefaßt und weiß durch

seinen Eifer und sein Interesse an den Sachen auch Gellenberg das Interesse dafür wieder einzuflößen, das in diesem erstorben schien. Und so giebt er sich der Arbeit seines Berufes hin, so viel ihm seine noch geschwächten Kräfte erlauben, und ich hoffe, in dieser Arbeit wird für ihn die beste Heilung liegen."

„Es ist wahr", sagte der Herzog leise und wie für sich, „in der Arbeit liegt eine große Heilkraft. Wie sehr empfinde ich es! Vielleicht die beste, vielleicht die einzige! — Aber", fuhr er sich aufrichtend und lauter fort, „auch des Glücklichen Loos ist die Arbeit und damit Sie, mein lieber Dorn, das nicht vergessen, bin ich sehr geneigt, Ihnen eine Arbeit aufzubürden!"

„Und welche wäre das, Hoheit?"

„Sie hörten, denk ich, von den Zeichnungen Antoniens, welche sie herauszugeben beabsichtigte, bis ich störend in dies Vorhaben eingriff und Entwürfe zu großen Wandgemälden darin sah, wozu sie doch nicht componirt waren. Sie sind mir als ihr Vermächtniß geblieben; und damit die Pflicht, dafür zu sorgen, daß mit ihnen geschehe, wie Antonie es ursprünglich wollte. Ich habe

mit dem Buchhändler, dem sie sie angeboten hatte, wegen einer Herausgabe in würdigster Weise reden lassen; er hat Sie genannt als den Mann, der am geeignetsten wäre, einen Text zu schreiben. . . ."

„Herr von Bongaß hatte mich früher dem Buchhändler empfohlen" — fiel Dorn ein.

„Herr von Bongaß . . . Sie erinnern mich an ihn" — rief der Herzog aus — „was ist aus ihm geworden, seitdem ich ihn aus meinem Hofdienst entließ? Ich vergaß, Wehrangel danach zu fragen."

„Ich hörte", versetzte Dorn, „er habe eine Combination gefunden, die ihn im Spiele stets gewinnen lassen müsse und wolle in die Bäder am Rhein reisen, um diese Entdeckung auszubeuten."

„Ich wünsche ihm Glück dazu!" sagte der Herzog achselzuckend.

„Er hat eben kein Glück!" erwiederte Dorn; „das ist seine schlimmste Eigenschaft! Das Glück ist der beste Erzieher des Menschen und das Unglück ein miserabler Pädagog, es macht schlecht!"

„Glück — Unglück — giebt es das? Wir machen alle unser Schicksal selber!" bemerkte der Herzog August seufzend.

„Wir Alle?“ fragte Dorn lächelnd.

„Ohne Ausnahme!“

„Ich weiß doch zwei Ausnahmen, Hoheit.“

„Und die sind?“

„Eure Hoheit, welche der Zufall im fürstlichen Purpur geboren werden ließ, und ich, — der Grundherr von Mildenstein!“

„Nun ja, wir wollen darüber nicht streiten“, versetzte der Herzog. „Wir würden nicht enden. Wollen Sie die Arbeit, um welche ich Sie bat, übernehmen?“

„Mit Freuden!“

„So nehmen Sie meinen warmen Dank. Und kommen Sie bald, mir Ihr Werk zu bringen — ich werde mich darnach sehnen, Sie wiederzusehen . . . kommen Sie bald. Wenn Sie mich auf Mildenstein haben wollen, so werde ich Sie besuchen — bald — ich sehne mich es zu sehen — und Sie werden mich Ihrer Diaconissin im Myrthenkranze vorstellen — Adieu, Adieu!“

Der Herzog schüttelte ihm zum Abschied die Hand und Dorn ging.

„„Wir machen alle unser Schicksal selber““, flüsterte Dorn vor sich hin, als er durch das

Vorzimmer schritt: „und so wie der Herzog, spricht auch Gellenberg! Es muß das ein verdammt gefährlicher Grundsatz sein, denn beide sind herzlich schlecht damit gefahren!“ — —

Als er unten angekommen war und das Portal des Palastes verlassen hatte, schritt er quer über die Straße, auf einen Miethwagen zu, der an der andern Häuserreihe hielt.

Eine einzelne Dame, ein hübsches rosig aussehendes junges Mädchen in einem sehr schlichten braunen Wollkleide saß darin.

Dorn sprang, ohne sie weiter zu begrüßen, zu ihr in den Wagen, und der Wagen, der nur auf ihn geharrt zu haben schien, rollte davon.

Dann ergriff er die Hand des jungen Mädchens.

„Und was sagst Du dazu, mein süßes Lieb?“

„Wozu?“ antwortete Euphrosine Tronchin, denn Niemand anders, als sie war es.

„Machen wir uns alle unser Schicksal selber?“

Euphrosyne schüttelte den Kopf.

„Ich denke“, sagte sie, „das meine wirst Du mir machen — und sicherlich wird es schöner so, als wenn ich selber es mir hätte machen müssen.“

Dorn küßte zärtlich die Hand seiner Braut.

„Und was mich angeht“, rief er dabei aus, „bei all' meiner Poetenphantasie hätte ich mir nie ein solches Schicksal träumen lassen, als es mir jetzt ohne mein Zuthun und ohne meine Anstrengung das Glück beschеert! — Und doch ist etwas wahres in dem Satz. Hätte ich mich nicht zum ersten Male in meinem Leben wie ein praktischer zuverlässiger Mensch betragen, und wie ein Freund für diesen armen, kranken, gebrochenen Gellenberg gesorgt, so hätte ich Dich nie kennen lernen!“

„Und hätte ich nicht den Entschluß gefaßt, irgend etwas Gutes und Nützliches in der Welt zu thun und Diaconissin zu werden“, versetzte Euphrosyne, ihr Haupt an seine Schulter lehnend, „so hätte ich nie Dich kennen gelernt!“

„Gewiß, Herz“, rief Dorn, sie jetzt stürmisch umschlingend — „und darum wollen wir nicht darüber grübeln. Es lebe das Leben, wie es ist, es lebe die Liebe, es lebe die Poesie — denn am Ende ist doch ein gewisser Sinn darin!“

„Aber Du sagst mir nichts vom Herzog?“ fragte Euphrosine. „Wie fandst Du ihn?“

„Den Herzog? Nun ganz so wie ich es erwartet hatte!“

„Das heißt?“

„Ueber diesen Herzog hat mir die arme Antonie Rosas ein Licht angezündet . . . bei Gott, das arme Mädchen hatte Recht. Er ist ein Idealist — das heißt, ein Mann, den das Leben nie von seinen Träumen heilen wird, was es ihm auch bringt. Er schwelgt in Plänen zu schönen phantasiereichen Grabmonumenten für sie; er sieht seinen Schmerz schon durch das verklärende Licht der Poesie, und bald ist es kein Schmerz mehr für ihn, was er erlebt hat, sondern eine unendlich schöne wehmüthige Erinnerung, eine rosenrothe Wolke, die ihm vom abendlichen Himmel herüberschimmert und seinen Lebenshorizont nur noch verschönert. Antoniens Tod war zu groß, zu heroisch, zu schön, um diesem Mann weiter etwas zu geben, als neue Schwungfedern in die Flügel, womit er so lange in's Unendliche fliegt, bis er angekommen sein wird — in Nacht und Dunkel!“

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

		Seite
Achtes Kapitel.	Ein Zauberfest	1
Neuntes Kapitel.	Die Verfolger	54
Zehntes Kapitel.	Herr Spangenheim	80
Elftes Kapitel.	Louise Thal	139
Zwölftes Kapitel.	Also doch!	181
Dreizehntes Kapitel.	Der Idealist	234
Vierzehntes Kapitel.	Die Gegner	247
Fünfzehntes Kapitel.	Bei Sonnenaufgang	285
Sechszehntes Kapitel.	Der Schluß	307

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schücking, Levin,

Die Malerin aus dem Louvre Roman

Bd.: 4

Hannover 1869
P.o.germ. 1946 x-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10312911-2